NR. 649—656 JUNI 1924 XXVI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

An meinen Drucker / Dankschreiben / Die Berliner Aufführung / Kulturpleite / Ein Dementi der Sittenpolizei / Glossen / Notizen / Die letzten Tage der Menschheit / Die Gedenktage / Glossen / An den Staatsanwalt / Das Ereignis / Die Wiener Aufführung / Glückwünsche / Fünfundzwanzig Jahre

NACHDRUCK VERBOTEN

Preis dieses Heftes:

K č 14·—

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN
III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 :: Telephon Nr. 42255

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 649—656 ANFANG JUNI 1924 XXVI. JAHR

An meinen Drucker

Georg Jahoda zum 60. Geburtstag

28. November 1923

Genosse einer zeitentfernten Welt,
wo Geben durch sich selbst den Dank erhält:
der, was er gibt, mit seiner Seele gibt
und Lettern hat für Worte, die er liebt;
der nie ermüdend für mein Schaffen schafft,
der fremdem Wesen dient mit eigner Kraft,
rastlos befaßt, dem Wort dient mit der Tat,
Mitschöpfer, nicht bloß Wirker am Format;
der seiner Sorge keine Grenze kennt,
mitleidend mitlebendges Instrument,
dem Zweck verbunden, dem ich es vertraut,
werktreu bemüht um den geringsten Laut,
Du, dieses Übermaßes Hut und Hort,
Mitdiener Du am anspruchsvollsten Wort,
der aus dem Wirrsal der unheilgen Schrift
ein Wunderwerk der Worterscheinung trifft,
daß dem, der dem Erfinder nie verzieh,
der Druck erscheint als hellere Magie;
der glaubend, was ich glaubte, mit erschuf,
dem Handwerk treu im innersten Beruf,
der oft mit meinem Zweifel hat gebangt,
Arzt, der an meinem Fieber gern erkrankt:
Du Herz von gutem Schlag, sei mir bedankt!

Dankschreiben

An Berthold Viertel

Wäre mein Dank nur das verbindende Gefühl des Beschenkten, Du würdest ihn abweisen, bewußt, daß es in Sachen der Kunst solche Einseitigkeit der Bereicherung nicht geben kann und vollends kein Werk von mir vor die Augen der Welt treten könnte, an dem die Leistung des Reproduzenten nicht zugleich das Verdienst des Schaffenden, Gabe nicht Vergeltung wäre. Was ich Dir — über alles Wohlgefallen an der Meisterung dessen, was sie ermöglicht hat — ohne Gegenseitigkeit schulde, ist die Erfahrung, daß Regie überhaupt eine Art des wesentlichen Ausdrucks, mithin Kunst ist und etwas anderes als das von mir mißachtete Manöver der Ablenkung vom Niveau einer dem Wort abtrünnigen Zeit— und Theatermenschheit, als die lästig gefühlte Zutat eines Unwesens oder als die Schrulle, über solche Niederung die Treppe zu bauen, die nirgendwohin führt. Ich habe zum erstenmal erfahren, daß Regie heute, jenseits aller Spielereien eines aushelfenden Geschmacks und aller Versuche einer ratlosen Doktrin, einzig denkbar und unentbehrlich ist als die Rettung der dem Gegenwartsspieler verlornen und nur ausnahmsweise noch gebornen Wortverbundenheit, als die Rückleitung durch die Schäden einer naturalisierten Theaterwelt zur Theaternatur, und daß sie so die Bereitung eines szenischen Lebens vollzieht, welches sich ehedem der selbsttätigen schauspielerischen Persönlichkeit verdankt hat und nun hauptsächlich von solchen, die dieser Werte ermangeln, als »Atmosphäre« oder »Vitalität« angesprochen wird. Daß Du Wortgestaltungen, denen die scheinbare Bühnenwidrigkeit abzumerken, das billige Verdienst und der schlichte Einfall der Berliner Merker war, in Bühnengestaltungen wandeln konntest, gereicht der Reinheit Deines künstlerischen Willens nicht weniger zur Ehre als der Spannkraft Deines künstlerischen Könnens. Denn mag selbst auf dem von Dir erreichten Niveau vor dem Schicksal des im Raum hundertfach bedrohten Wortes sein Beben den Dichter lassen wie nur das des Traumschmetterlings; mag die Frage, wo ein Wort, ein Kuß, ein Hauch des Lebens blühe, vor den Widerständen der Bühnenmaterie täglich von neuem den Ton lebendiger Sorge anziehen — Du hast doch mehr zur Sicherung, zum Wachstum lebendigen Wortlebens getan als irgendeiner der Regisseure vermocht hätte, denen der Weg in den Zeitungsruhm von willigeren und verläßlicheren, der schlechten Sache treueren Helfern geebnet ward. Aber, laß mich Dir sagen, daß meine Teilnahme wie Deinem allen Hindernissen abgetrotzten künstlerischen Gelingen in vollstem Maße dem hohen sittlichen Mut gegolten hat, mit dem Du, gejagt von einer gegen Wollen und Können, gegen Reinheit und Kraft gesammelten Meute, von der Infamie selbst an Dein Ziel gejagt, Dir und mir damit genug getan hast, es zu erreichen. Ich bin dem Mißton dieses verfrühten Halali nach Berlin gefolgt, um Dir in Tagen schwerster Bedrängnis, da alle Grausamkeit der Zeitumstände noch verschärft schien durch die Müdigkeit jener Spender von mäzenatischen Gebärden, deren Daseinsrechtfertigung doch der tätige Beistand zu künstlerischen Bestrebungen wäre, tätig beizustehen. Ich habe — und der Entschluß fiel in eine Zeit, da von einer Aufführung meiner Werke auch nicht einmal die Rede war — nicht die zweimonatige Entfernung vom Schreibtisch und dessen Vertauschung mit einem unwirtlichen Hotelzimmer und mit der ganzen Nerventortur dieses Berliner Exils, nicht die Mühe von zwölf Vorlesungen gescheut,

um gegen eine von Theaterkabalen inspirierte Preßmaffia für Dich zu zeugen. Daß ich mein Schicksal, soweit es von solchen Mächten gelenkt wird, an Deines gekettet habe — ganz wie Du wieder von dem mir gebührenden Haß Dich bedienen mußtest —, daß ich Dein Erlebnis der völligen Urteilsnichtigkeit und moralischen Nichtswürdigkeit dieser Zunft am eigenen Werk erleben konnte, war mir eine sittliche Genugtuung weit über die Gelegenheit hinaus, die Absurdität der ganzen Einrichtung an dem Exempel zu überblicken, vor das sie nun einmal auf die Dauer meines Lebens gestellt bleibt. Ich habe der Unfähigkeit und der Niederträchtigkeit, die Dein künstlerisches Streben zu vergiften und Dich aufzureiben hoffte in Tagen vielfachen Ungemachs, härtester persönlicher Bedrückung und gleichwohl rührend unbeirrten Menschenglaubens, der Dir auf dem Flugsand der Theaternaturen die täglich verlorene Hütte täglich zu bauen empfahl und der nicht wahr haben wollte, daß gerade in dieser Domäne der Zeit mit Fähigkeit und Sauberkeit nicht zu wirtschaften sei — ich habe jenen Mächten meinen eigenen Panzer entgegengestellt. Und kann nur sagen, daß, seitdem Druckerschwärze zur Verschmierung der Gehirne der Menschheit angewandt wird, nichts Schamloseres und geistig Erbärmlicheres verübt wurde als die Tat der Berliner Kritik an den Werken, die Dein vom Neid besudeltes Können mir auf der Bühne zu schauen ermöglicht hat, und zumal an der Hingebung, mit der Du Dich um diese Werke gemüht und zu dem Werk der fünfundzwanzigjährigen Fackel coram publico und Publizistik gestellt hast. Meine Dankbarkeit kann unmöglich an die Verachtung hinanreichen, die ich für die Kommis habe, die entweder eine halbe Intelligenz oder die ganze Dummheit, unter allen Umständen aber die schlechteste Gesinnung zur Ausübung des Richtamtes in Dingen der Kunst berufen hat. Durch die Gesetze der Theatersozietät und die Bedingungen des Apparats gezwungen, einen ganzen Insektenschwarm von Freikartenfressern — die einem sonst ausverkauften Saal den halben Gewinn stehlen — zur Beurteilung meiner im Rahmen der »Truppe« abgehaltenen Vorlesungen wie meiner dramatischen Arbeiten heranzulassen, gezwungen, just den unbefugtesten Urteilern im Parkett die Ausübung ihrer Inkompetenz zu erleichtern, kamen wir uns vor wie zwei Verzauberte, die sich mit noch erkennenden Augen einem vorlängst erkannten Fluch überlassen haben, freilich immer auch wissend, daß mein Schreibtisch ja doch die letzte Instanz sei über allen jenen Tischen, an denen ein Dummkopf oder ein Bösewicht oder auch einer, der beides ist, sich mit annähernd derselben Fachlichkeit betätigt, die einen Rauchfangkehrer vor den Geheimnissen der Blumenzucht legitimiert. Ich will ja nicht dagegen aufbegehren, daß eben ein solcher noch immer weit mehr von den Versen des Traumtheaters und des Traumstücks zu erfühlen vermöchte als so ziemlich die gesamte Berliner Kritik. Aber ich will bezeugen, daß Deine Bühnenhilfe an einem einzigen dieser Verse die gepriesene Leistung eines Berliner Theaterwinters aufwiegt, für dessen »größte Enttäuschung« ich nicht Dich, sondern die Unselbständigkeit und Unverläßlichkeit der ehemaligen literarischen Bewunderer Deines Regiekönnens halte, und daß es mir einfach absurd erscheint, die Vorstellung der sittlichen und geistigen Kräfte, die am Werk unserer Sache waren, gegen das schnöde Unrecht dieser alles ignorierenden Ignoranz und alles verunehrenden Schmierigkeit in Vergleichsnähe zu bringen.

Mein Dank gebührt nebst Dir der beratenden Tätigkeit unseres edlen und unerbittlichen Kunstfreundes und also Freundes Ludwig Münz, der außerordentlichen Leistung des Bühnenbildners Leopold Blonder und der des liebenswerten Musikers Heinrich Jalowetz, dessen menschliche und künstlerische Teilnahme mir ein Lichtpunkt in diesen finstern Berliner Wochen war. Und nun möchte ich Dich bitten, auch allen Schauspielern zu danken und vor

allen denjenigen, welchen von Natur oder durch redlichen Willen zum Dienst am Wort bereit, es gelungen ist, sich von Dir über sich hinausbringen zu lassen, und solchen, denen die Mißgunst der Verhältnisse kein Antrieb war, Deiner Führerschaft die Treue zu versagen. Von dem Recht des Autors, zugleich der befangenste und der berufenste Kritiker der schauspielerischen Leistungen zu sein, will ich in keinem einzigen Falle die Pflicht verkümmern lassen, den Mitwirkenden für den Eifer zu danken, und um sie zu erfüllen, brauche ich nur auf die Namenliste der beiden Programme zu verweisen, die in der Fackel aufbewahrt werden. Darüber hinaus, nach dem Wert der Leistung hin, ist dem persönlichen Ermessen noch jenes Urteil gestattet, das mit der besondern Danksagung zusammenfällt. So möchte ich denn aussprechen, daß zwischen dem bekenntnishaften Wesen der Verse des »Dichters« und dem geöffneten Mund des Schauspielers wohl immer eine Kluft bleiben wird, die zwar nicht wie »Leere gähnt«, aus der aber doch eine Musik kommen mag, die den Ausdruck eines mehr vordergrundhaften psychischen Erlebnisses bedeutet. Es darf indes gar keinem Zweifel und am allerwenigsten dem berufsmäßigen unterliegen, daß von all dem, was schauspielerischer Schwung und rhetorische Zucht vermögen, Lothar Müthel, mit einem fast zeitwidrigen Eifer Deinem Willen und dem Ernst der Aufgabe erschlossen, nichts schuldig geblieben, daß er an der Stelle, wo der Traum die Abenteuer der Sprache mit der Ahnung der Jugendeindrücke verknüpft, zu überraschendem Verständnis und damit zu großer Verständlichkeit und in der Zeitverwünschung des Erwachenden zu außerordentlicher Schlußwirkung gelangt ist. — Als ein Blitz vom Himmel der Letzten Nacht, Furioso der dem Weltgrab entstürzten Freudenfurie, bleibt mir das Auftreten Lyda Salmonovas als Valuta im lebendigsten Gedächtnis. In der Wiener Aufführung war in Oskar Homolka—Zinsfuß der schmale Schakal des Totentanzes durch einen Fettköter, einen schiebenden Dickteufel ersetzt, der in jeder Gebärde dieser scheußlichen Anstelligkeit den Weltmord zu verantworten schien; und als »Gürtelpelz« gab er ein Bild gigantischen Grauens, das über meine Vorstellung fast hinauswuchs. — Waren die Psychoanalen dort von einem stärkeren Dämon in die sich auflösende Landschaft geführt, so haben doch die Wiener Vertreter des Terzetts überaus wirksame Chargen gestellt, während der Schlafgesang der anderen »Drei« hier den unheimlicher eindringenden Ton hatte. Im dritten Trio war dort und hier der Feldherr ein Gespenst aus ein paar Worten und einer Geste. — Unvergleichlich und unvergeßlich der lösende, gebietende und alle Wirrnis abschließende Ton der Traumrede Mea Steuermanns, einer der seltenen tragischen Sprecherinnen der heutigen Bühne; jeder Laut ein volles Herz. — Zur vollendeten Gestalt der Armut erstand das Gedicht des tuberkulösen Kindes durch Erna Schöller, zur ergreifenden Anschauung von dem, was hinter der großen Zeit im Wachstum zurückgeblieben ist, ihr winzigstes und größtes Opfer. Des Jammers purer Sachverhalt und durch innersten Nachdruck eine Anklage vor dem Weltgericht. Niemand, der unerschüttert blieb; es wären denn die Bühnenleiter, denen solche Kraft entgeht. — Und wie schön neben der Armut die Anmut, die andere, die lichtvolle Verkörperung des Worts zur Figur: Cäcilie Lvovsky—Imago, als Stimme und Bild, in Sang und Sage eine künstlerische Einheit, mit Hauch und Tonschwebe die klarste Ansprache an das Herz. Hier, wo die wahre Wortgestalt, mehr als jede andere, Beglaubnis von ihrem Schöpfer fordert, war, was dem am Schreibtisch Sitzenden im eigentlichen Sinne »vorschwebte«, in der zartesten Biegung der Verslinie, in jeder Klangnuance des tönenden Bildes erfüllt. Wie kostbar freilich auch die Unterstützung durch den Einfall, das Herzklopfen dieser Olympia—Musik in die »Melodie, die dir ein Bettler spielt« aufzulösen. Melodische Erinnerung, die selbst als Erinne-

rung an einen Bühneneindruck von stärkster Leuchtkraft haften bleibt. Und wie erst dem, der solch nachgebornes Talent der Sprechgestaltung an eine edle Reihe anzuschließen vermag, hinterwärts einer schlechten Theaterzeit, die zum apartern Mißton und Mißwesen die stärkere Neigung hat. Doch gegenüber einem durchaus wertvollen Wiener Urteil darf der Autor auch die Meinung bekennen, daß die »Schauspielerin« im Traumtheater die rechte Anmut der fraulichen Natur hatte (deren Intensitätsgrad ja immer der Eigensinnlichkeit der männlichen Betrachtung angemessen bleibt) und eben den Schimmer lebendiger Anziehungskraft, den die Traumkonturen zu halten vermögen. Ganz abgesehen von jener naturhaften Beziehung zum Vers, welche einen glücklichen Ausnahmsfall auf dem Niveau einer Bühnendiktion bedeutet, die den Gedanken gemeinhin zur Aussage herabdrückt und zur Not die sinngemäße Betonung erreicht — die Gabe des Instinkts, jedem Wort das ihm eingeborne Gewicht, dem Satz seine Ausdrucksfülle zu bewahren und aus der Sprache statt neben der Sprache zu charakterisieren. Nur einer wortmusikalischen Begabung, die den Versen der »Imago« jenen seltenen Theatermoment abgewann, wo die Rührung einer Vielheit den Atem anhält, konnte auch die Stelle im Traumtheater: »Spielend erfaßt' ich, daß dies Spiel der Welt ... « so hauchzart und eindringlich zugleich gelingen. — Nicht genug danken kann ich aber auch jener liebenswürdigen Märchengestalt, die mit der sparsamsten Geste aus dem Wort geschöpft war: was man in holdern Theatertagen ein Kabinettstück nannte, ein wahres Meisterstück in einem Versrahmen so klein wie die Traumbühne, war der »alte Esel« des prächtigen Carl Goetz. — In der Wiener Aufführung gebührt wie manchem und mancher andern noch meine Anerkennung Ernst Stahl—Nachbaur, der als »Regisseur« den Prosadialogen Weltraison und die greifende Schärfe gab, welche die Abhebung der Traumszenen erst ermöglicht. — Von den stets unbedankten technischen Mitarbeitern möchte ich dem erfinderischen Beleuchter Fritz Horak danken, dem wirklich der Zauber geglückt ist, daß dem Falter »himmelblau die Flügel blauten«. Und da von solchen Helfern am Werk die Rede ist, deren Verdienst das Publikum nicht zu bestätigen vermag, so sei noch des Dramaturgen der »Truppe« Heinrich Fischer gedacht, als des treuen Hüters der sprachlichen Schätze, die hier mit allen ehrlichen Mitteln auf die Szene gehoben wurden.

Nun aber laß mich Dir, Berthold Viertel, der Du an allen diesen Leistungen beteiligt bist, die Anerkennung für alle als Dank an Dich zusammenfassen und Dir sagen, wie ich die rapide Tatkraft, mit der Du nach den plagevollen Berliner Tagen die Arbeit in ein freundlicheres Klima übertrugst und zu noch stärkerem Gelingen brachtest, bewundere und wie mich die Unnachgiebigkeit, mit der Du allen auch hier gespürten Widerständen und gerade hier vermuteten Gefahren zum Trotz das künstlerische Werk vollbracht und es vermocht hast, mir und Dir Ehre zu erweisen — wie diese Treue zu Deiner und meiner Tat mich im Innersten gerührt hat. Wenn ich davon gesprochen habe, daß ich den nach Dir gezielten Hieben des Übelwollens meinen Panzer entgegenstellte, so werde ich darum doch nie vergessen, um wie viel leichter ich es hatte als Du, der den Mut besessen hat, unbewehrt sich auch vor mein kämpferisches Werk zu stellen und in Berlin wie in Wien der versammelten Presse zu erzählen, was es gegen sie bedeute. Umso gefährlicher hier, wo sie dies bereits zu wissen schien. Denn da bliebst nur Du als Angriffsobjekt zurück und hinter einer mir mit wunderbarer Plötzlichkeit gezollten Anerkennung machte sie Dich zum Geisel und zum Opfer der Repressalien an einem, dem echte Furcht, geheuchelte Einkehr und der aktuelle Sinn für die festliche Gelegenheit Schonung erwirkte; und manche, die sich mir als geläutert und zu mir durchgerungen empfahlen, waren doch nicht geläutert genug, um sich des

Anlasses würdig zu betragen: sie versagten lieber Deiner ganzen Leistung den Respekt als Deinem Namen die kärglichsten Witze. Sie kennen mich aber noch nicht so gut, um zu wissen, daß ich viel lieber darauf verzichte, von ihnen erkannt zu sein, als einen, der mit Kopf und Herzen viel früher den Weg zu mir gefunden hat, von ihnen verkannt zu sehen.

Mai 1924 Karl Kraus

Die Berliner Aufführung

LUSTSPIELHAUS

DIE TRUPPE

Direktion: **Berthold Viertel**

25. März 1924, ½8 Uhr

Uraufführung

Rede von Berthold Viertel: Die 25 Jahre der »Fackel«

TRAUMTHEATER

von **Karl Kraus**

Dichter	Lothar Müthel	Zofe	Margarete Prölsz
Regisseur	José Almas	Der alte Esel . .	Friedrich Domin
Schauspielerin . . .	Cäcilie Lvovsky	Walter	Hans Schalla

TRAUMSTÜCK

von **Karl Kraus**

Dichter	Lothar Müthel	Valuta } . .	Lyda Salmonova
Die Drei	Hans Schalla, Liane Mehnert, Julius Schmidt	Zinsfuß } . .	Carlheinz Carell
Der Gürtelpelz . .	Ernst Martens	Baumkrone . .	* * *
Feldherr, Techniker, Journalist } . . .	Ernst Martens, Friedrich Domin, José Almas	Die Psycho-analen	Leonhard Steckel, Heinz Hilpert, Ernst-Josef Aufricht
Tuberkulöses Kind	Erna Schöller	Imago	Cäcilie Lvovsky
		Geräusch . . .	* * *
		Der Traum . .	Mea Steuermann

Ein toter Soldat. Ein Schmetterling. Polizisten. Eine Katze. Eine Zeitung.

Pause nach »Traumtheater«

Regie: Berthold Viertel Bühnenbild: Leopold Blonder

Musik und musikalische Leitung: Heinrich Jalowetz

Es ist, so sehr sich alle Ökonomie der Zeit, der Nerven und des Materials dagegen sträuben mag, unerläßlich, das geistige Inventar der deutschen

Kritik, die wohl noch an keinem Fall der deutschen Literatur sich so frei von jedem Versuch der Selbstverhüllung fatiert hat, durch die Wiederholung der charakteristischesten Abschnitte aus den Urteilen der Tagespresse darzustellen. Nur die Plastik der Fülle dieser aggressiven Dummheit und dreisten Wehrlosigkeit vor dem künstlerischen Eindruck vermöchte ein Niveau zu vergegenwärtigen, vor dem ich, was Gerechtigkeit, Sachverstand und stilistisches Vermögen anlangt, zum leidenschaftlichen Bekenner des Glaubens an die Wiener Theaterkritik werde. Aber da mich das persönliche Erlebnis wie der tägliche Augenschein vor diesem Ausgang bewahrt, so kann man ermessen, welche absolute Kategorie ich der Berliner Zunft zuweise. Nur wer sich die Mühe nimmt, sich durch diese schwarze Öde eines geistigen Fertigwarenlagers hindurchzuwinden, wird mit mir zu dem Genuß der Gelegenheit gelangen, einmal an einem exemplarischen Fall den Überblick über die Region zu haben, in der kein Gras wächst und umso weniger ein Wort, ein Kuß, ein Hauch des Lebens blüht.

Die Fülle, durch Kommentare, die jeder Individualität gerecht werden, gebändigt, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß doch nur das Handgreiflichste an trivialem Angriff gegen Werke und Vorwort zitiert wird. Die fast durchaus günstige Kritik der schauspielerischen Leistungen war fast durchaus auf die Verteilung von Klischees beschränkt.

Immerhin ist die erfreuliche Tatsache zu vermerken, daß Herr Alfred Kerr sich knapp vor der Aufführung unmöglich gemacht hatte (selbst in Berlin) und infolgedessen nach Kalifornien eingeschifft wurde, wo ihn das 'Berliner Tageblatt' für möglich hält, nachdem er es schon in New York, London und Madrid gewinnend vertreten hat. Eine Affäre mit seinem Schwiegervater, an welchem er als dem Freund einer kleinen Schauspielerin, in Mißbrauch seiner theaterkritischen Befugnis sein Mütchen kühlen wollte, eine mischpochale Schmutzgeschichte, in die eine Drohung mit Prügeln hineinspielt und die er, weil der Schwiegervater ein Staatsbeamter ist, ohne jeden Instinkt für die Komik der Angelegenheit zum Pathos eines politischen Attentats hinaufzustapeln suchte, hat der Premiere den gehässigsten und unzuständigsten Beurteiler ferngehalten, und ein Vertreter jener älteren kritischen Generation, die immerhin noch einen Rest von Verantwortungsgefühl und Saalreinheit hatte, referierte für das 'Berliner Tageblatt«:

Karl Kraus—Abend

Von Fritz Engel

> Das Programmheft, *reklameschwätzig* wie alle seiner Art, zitiert einen Ausspruch Wedekinds über K. K.: »Die Bühne wartet nur darauf, ihn mit offenen Armen zu bewillkommnen und sich sein überlegenes Verständnis und sein praktisches Können zunutze zu machen.« Wedekind ist *wieder einmal das ahnungslose Genie* gewesen. Die Bühne kann lange warten, und K. wird ihr niemals geben, wonach sie hungert. Er ist der Miniaturist, der geborene, der gesegnete und verfluchte, seine Kompositionsgabe ist nur im Kleinen groß, seine Wortkunst zerstäubt, wenn sie auf verschiedene Schauspielermünder verteilt wird, und wenn etwas Voltairisches in ihm ist, so drückt es sich zwar nicht in so langweiligen und langwierigen Dramen aus, wie jener sie geschrieben, aber es nimmt umgekehrt bei K. eine Form an, die nur dem Anschein nach dialogisch und auch nicht in der geringsten Spur dramatisch ist.

Auch die beiden Dichtungen »Traumtheater« und »Traumstück«, ihrer Gattung nach unbenennbar, man müßte sie denn vergeistigtes Kabarett heißen, auch sie sind nur Monologe. Beidemale ist »der Dichter« die führende, die leidende, die leidenschaftliche Hauptperson. Der Dichter, das ist K. K. selbst. *Unverhohlen* stellt er *seine persönlichen Gedanken, Bedenken und Schmerzen* aus. Dieser Mönch von der Bruderschaft der Selbstanbetung schreibt hier und überall sonst sein Bibelwerk mit dem großgeschriebenen Ich, in dem er selber der Gott ist und der Hohepriester dieses Gottes. Ehre sei Kraus in der Höhe!

Das ist eine Schwäche, ist aber auch eine Kraft, dank einer einseitigen und zugleich gewaltigen Begabung. Er ist Herr der Sprache, und da er in sie verliebt ist, oft auch ihr Knecht. Es gibt nur sehr wenige, die gleich ihm den Ursinn, den Haupt— und Nebensinn, den geheimnisvollen Humor und den Beziehungsreichtum der Worte begreifen und feinschmeckerisch auskosten. Er hört dann Unterirdisches und Überirdisches flüstern, und wäre doch nur ein Silbenwitzbold und Lautjongleur, wenn er die Wortwaffe, die er schmiedet, schleift und blank putzt, wie nur je ein Soldat sein Bajonett, nicht in dem Haßkampf gebrauchte, zu dem er sich berufen fühlt. Hundertmal hat er dann Unrecht, ist eitel, kleinlich und manchmal kindisch — aber eine Persönlichkeit ist er, eine Physiognomie, hinter dem Schalksgewand ein Weltbild und ein höchst empfindliches Herz.

Der Krieg in seinen Ursprüngen, in seinen Wirkungen und Nachwirkungen hat es ihm furchtbar angetan und sein Talent vertieft und veredelt. Er hat ihm das Mitleid gegeben, die schönste Göttergabe des Poeten; hinter bizarrer Satire leuchtet es milde hervor. Das »Traumtheater« ist *nur eine geistreiche Deklamation*, die für die Bühne so wenig geklärt ist, daß ich *offen bekenne, sie beim ersten Hören nicht verstanden zu haben.* Im »Traumstück« jedoch spürt man aus der Groteske ein Menschheits— und Menschengefühl. Hier erfährt »der Dichter« die Visionen des Elends und der Frechheit, der Verzweiflung und der Sehnsucht halb gesprochen, halb gesungen. Zusammengedrängt, magisch umschattet in grimmigen Karikaturen, in bittersten Lyrismen zeigt sich auch hier wie in früheren Kleinwerken dieses Mannes das zeitgenössische Erlebnis, das wir so gerne nicht erlebt hätten. Wir sind jammervolle Narren des Schicksals, gepeinigte Peiniger, hoffnungslos Hoffende.

Es ist zuletzt ein Abend, dem man viel länger, als er dauert, nachdenken und nachfühlen muß.

Die Aufführung vollzieht sich auf einer Beinahe—Kreislerbühne, mit Spiel auf Teilbühnen, mit plötzlichen Erhellungen und Verdunklungen. Zweimal zeigte Cäcilie Lvovsky eine zartkräftige und in Körper und Stimme melodische Begabung, zweimal Lothar Müthel feurige Sprechkunst. Daneben treten Erna Schöller, Lyda Salmonova, Mea Steuermann und José Almas hervor.

Zum Beginn hielt Berthold Viertel eine Rede auf K. Er ist seit langem sein Anbeter und Jünger und hat sich seine Ausdrucksweise angewöhnt, so gut man sich derlei eben anfärben kann. Er sprach *kühn*, als Theaterdirektor *sehr kühn*, und mit einer Glut, die sich mit heftigen Vulkangeräuschen entlud. Vor einem dunkel verhan-

genen Tisch, der wie ein Sarkophag aussah. *Ein verfrühter Nekrolog.*

Wedekind ist insofern nicht das ahnungslose Genie gewesen, als sein Ausspruch sich gar nicht auf die Möglichkeit, daß ich dramatisch produzieren würde — die er ja tatsächlich nicht ahnen konnte —, bezogen hat, sondern auf meine Fähigkeit, als Regisseur dem neuen Theater aus der sprachlichen Verwahrlosung zu helfen, und die Vermutung, daß ich es da sowohl mit Herrn Reinhardt wie mit Herrn Jessner aufnehmen könnte, klingt nicht so ganz absurd. — Daß ein Dichter unverhohlen seine persönlichen Gedanken, Bedenken und Schmerzen ausstellt, ist wirklich ein Unterfangen. Daß sich aber die »Kühnheit« der Viertelschen Rede gegen die Presse gerichtet hat, dies auszusprechen wäre vor den Lesern des Berliner Tageblatts noch kühner als die Rede. Immerhin aber kann es nicht zweifelhaft sein, daß Herr Fritz Engel im Gegensatz zum »Traumtheater«, vor dem ihm sein offenes Bekenntnis gewiß nicht zur Unehre gereicht, sie schon beim ersten Hören verstanden hat.

Den Vertreter einer noch älteren Generation, die überhaupt nichts mehr versteht, hatte die '*Vossische Zeitung*' entsendet. Aus der Fülle von Leere, die sich hier darbot, ein Extrakt:

> — — — — Die Traumszenen — — *nähern sich bedenklich der Banalität, dem Klischee,* gegen das sonst K. K. mit Feuer und Schwert zu Felde zieht.
> Im »Traumstück« phantasiert sich der gereifte Dichter in allerhand Bilder unserer aufgewühlten Zeit hinein. Die Visionen, die er mit lyrischen Unterbrechungen erlebt, *gehören dem nicht unbekannten Genre der Revuen* an, jener szenischen Bilderfolgen, die, *lediglich durch die Beziehung zum Tage* zusammengehalten, *sich der Zeitung oder Zeitschrift nähern.* — Es handelt sich immer mehr um die rein gedankliche, als um die gestaltende Satire. Plastisch tritt fast nur die Figur eines tuberkulösen Kindes, das seinen im Kriege gefallenen Bruder und den durch diese Katastrophe bewirkten Tod der Mutter beklagt, hervor, und *entschieden lustig* wirkten die Sprechcouplets, zu denen sich *»die Drei«*, d. h. drei Ausdeuter der Verwirrung, zusammentun. Sonst gibt es zumeist nur deutsame Schatten, die dem Dichter und dem Publikum allzu rasch entschweben. Auf dem Theaterzettel standen unter vielen Wunderlichkeiten auch die »Valuta« und der »Zinsfuß«, *und ich freute mich darauf, diese neckischen Herrschaften aus dem Handelsteil der Zeitungen* ins Relief der Bühne gerückt zu sehen. *Aber die Sache war vorbei, ehe ich ihrer gewahr wurde.* Es handelt sich *lediglich um einen Tanz,* den die sehr kurz geschürzte Jungfrau Valuta mit dem etwas plumpen Zinsfuß aufführt — — Das Publikum hatte für das Genießbare der Dichterträume lauten, anhaltenden Dank, dem man die Anhänglichkeit an den Autor anmerkte, und der sich zuletzt zu *einer Art häuslicher Festlichkeit* erweiterte.
>
> Alfred Klaar.

Da die älteren Herrn den Vortritt haben, schließe ich gleich den Franz Servaes vom '*Lokal—Anzeiger*' an, der sich aber merkwürdigerweise mehr durch das »Traumstück« als durch das »Traumtheater« getroffen gefühlt hat, wo ja ein älterer Herr vorkommt. Der Franz Servaes ist schon da:

Durch ein Dutzend oder mehr Vorlesungsabende, die er im Lustspielhaus hielt, hat K. K., der Wiener, sein Berliner Publikum *präpariert*. Und gestern abend hielt er *seine Ernte* ab.
Berthold Viertel, Führer der »Truppe« und Kraus' getreuester Partisan, sprach ihm eine Vorrede. Sie bezog sich nicht auf den Theaterabend, wenngleich sie zu ihm überleitete, sondern sie feierte das Jubiläum des 25jährigen Bestandes der Fackel, der von K. herausgegebenen und fast allein geschriebenen Zeitschrift. *Ich möchte mich nicht mit dem*, was Viertel mit tiefgefühltem wuchtig vorgetragenem Pathos an K. zu rühmen wußte, *identifizieren*. Ich vermag nicht in solchem Maße das Positive an diesem, wie Viertel sagte, »Unmenschen—Fresser« zu erkennen; dafür scheint er mir *viel zu sehr im Negativen, im Kritischen, ja Hyperkritischen zu wurzeln*. Auch weiß ich nicht, ob ich ihn einen »sprechenden Film« und den Zeitungshasser und fanatischen Zeitungsbekämpfer einen »Über—Scherl« nennen möchte. Doch hierüber zu rechten, hat keinen Sinn. Viertel darf jedenfalls mit dem rauschenden Beifall, den er mit seinem abgelesenen Vortrag erntete, zufrieden sein.
Und viel mehr noch K. mit den Ovationen, die ihm nach Anhörung der beiden aufgeführten Dichtwerke »Traumtheater und »Traumstück«, beinahe einmütig, sein *glänzend erzogenes* Publikum bereitete. *Freilich die Kritik wird dazu ein etwas anderes Gesicht machen müssen.*
Ich muß Kraus den tiefen Schmerz antun, ihn einen geradezu typischen, wenn auch im Ausmaß vergrößerten Wiener Literaten zu nennen. Ich weiß, daß er diese Menschensorte haßt. Aber er gehört dennoch dazu. Ja, er erinnert mich — o Graus! — nicht wenig an den jungen Hofmannsthal. (In meinen eigenen Augen wäre das noch lange nicht das Schlechteste.) Er knüpft wie dieser beim alten Goethe und bei *Faust* II an. Doch das Entscheidende ist: er macht Literatur aus Literatur! *Er schöpft überall von dem, was andere Dichter vor ihm gefabelt und geformt haben, den letzten Schaum, wienerisch* geredet: den *Ober*schaum ab — und den versteht er dann *glänzend zu servieren*. Aber Natur und Leben kommen überall aus zweiter bis siebenter Hand. Vielmehr macht er auch Dramatik aus Dramatik und Theater aus Theater.
Und wird doch kein richtiges Theater daraus.
Denn alles bleibt schließlich im Gehirnmäßigen stecken. Beide Stücke wollen Träume dramatisch gestalten. Kaum in den Vorhof solcher Gestaltung ist K. K. eingedrungen. Vielmehr, um ihn selbst zu zitieren, »er lebt *fürs* Wort und stirbt *für* eine Silbe«. *Wortkunst, Wortkunst, Wortkunst!* Fürs Buch geschaffen, aber nicht fürs lebendige Theater, dramatisch *fast völlig ohne Inhalt*, ohne Entwicklung, *ohne Konflikt oder Lösung*. Sondern bestenfalls, im ersten Stück, eine lockere Aneinanderreihung von Bildern und, im zweiten, von *Kabarettnummern*. Außer von Goethe mag K. hierfür von Arno *Holz* und Frank *Wedekind* das meiste gelernt haben.
Also an Witz, Antithesen, gutgeformten Versen fehlt es nicht. *Wenn auch die Muster*, nach denen sie geformt sind, *manchmal allzu deutlich durchblicken. Etwa wenn es gelegentlich heißt:*

»Er nennt's Kultur und braucht's allein,
Nur schmutziger als jedes Schwein zu sein.«

Natürlich ist dies mitunter ganz unterhaltend —was aber trotzdem nicht hindert, daß die beiden Stücke im ganzen zum »genre ennuyeux« gehören. Und das ist eben die Schuld ihrer im tiefsten Sinne undramatischen Konzeption. Darüber konnte auch diese Aufführung nicht hinwegtäuschen. Sonst war alles hoher Intellekt und schneidende Satire.

Franz Servaes

Dieser schwächste Berliner Kopf trägt gelben Schmerz seit jenen Wiener Tagen, da er noch als ein fescher Servasfranz wirkte und ich ihm in dieser Eigenschaft mehrfach nahe trat. Damals hat er auch erfahren, daß die ihm vertrautere Sahne hier »*Ober*schaum« heißt, jedenfalls nach dem Ober, der den Schaum glänzend serviert. Ich schöpfe ihn außerdem noch ab. (Eben deshalb möchte ich aber nicht mit Strauß, dem Schöpfer von »Schlagobers«, verwechselt werden.) Zwar ist mir nichts auf der Welt gleichgültiger als was die Kritik und insbesondere Herr Servaes für ein »Gesicht« macht, aber es läßt sich nicht leugnen, daß er mich durchschaut hat. Nicht nur, daß ich viel zu sehr im Negativen wurzle, das hat mir schon mancher gesagt. Auch nicht, was den Vorwurf der Wortkunst anlangt. Aber — die Abhängigkeit! Verse wie »Er nennt's Kultur ... « lassen das Muster in der Tat allzu deutlich erkennen. Ich muß gestehn. Und seit Ehrensteins Apokalypse hat mich keiner so auf frischer Tat ertappt. Fehlt nur noch, daß mir einer dahinter kommt, daß in dem Gedicht »Nach zwanzig Jahren« die Zeilen: »der Übermut der Ämter und die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist« aus »Hamlet« sind und ohne Anführungszeichen herübergenommen. Und dazu wortgetreuer zitiert als von Herrn Servaes mein Vers »Du lebst im Wort und stirbst an einer Silbe«. Daß die Silbe, an der ich sterbe, »Tod« heißt (»du bleibst am Leben, das im Tod vergeht«) und daß »fürs« Wort leben und »für« eine Silbe sterben die dem Herrn Servaes eben noch erreichbare Banalität ist, die sofort entsteht, wenn er einem Wort nur nahekommt, würde er natürlich nicht kapieren. Dies aber hätte mich, wenn ich nicht jetzt erst sein Feuilleton genauer gelesen hätte, keineswegs gehindert, ihm durch eine Berichtigung zu beweisen, daß ich tatsächlich, so beschämend dies für einen Schriftsteller von heute sein mag, *im* Wort lebe und Wert darauf lege, daß es vom Berliner Lokalanzeiger nicht verhunzt wird.

Ein Kapitel für sich ist Herr Felix Hollaender im '*8—Uhr—Abendblatt*', der über die ganze Weit zerstreute Jude, der seine direktoriale Unzulänglichkeit — er wußte nicht, wo Gott wohnt, war aber sogar so vergeßlich, sich selbst manchmal in der Theaterkanzlei zu vermissen — nunmehr durch Rezensentenkeckheit wettmacht. Viertels Rede nennt er einen »Schwatz«, und läßt es auch sonst an Ungezogenheiten nicht fehlen. Dem Zusammenspiel rühmt er nach, daß es »Schmiß und Tempo« hatte. Das ist aber nichts gegen den Schmiß und das Tempo, mit dem Herr Hollaender das Deutsche Theater verließ. Vor den Stücken zeigt er zwar etwas Respekt, aber auch die alte Zerstreutheit. Da heißt es zum Beispiel:

— — Im ersten Stück rührt er an das Geheimnis des Theaters. Er nennt es *»ein Instrument der Unrechtschaffenheit und Unordnung«* und preist es mit aller Inbrunst.

Seine Intuition deckt erschütternde Zusammenhänge zwischen dem Dichter und dem Genie der Schauspielerin auf. — —

Der Dichter versinkt in Schlaf — der holde Wahn seiner Phantasien, seiner sittlichen Kräfte, seines Rausches bekommt im Traume Leben. Der Regisseur, der in diesem Stücke zugleich der Raisonneur ist, *baut ihm die Szene auf.*

Das haben sie alle so verstanden. Und darum:

Ich habe gelinde Zweifel, ob dem Zuschauer das Ethos und der Sinn des Stückes aufgegangen ist.

Die mit Freikarten scheinen doch Bescheid zu wissen:

— — Selbstverständlich, daß die Laterna magica dieses K. K. in übergroßem Format das Bild der Zeitung als Symbol aller Hohlheit und Verlogenheit auf die Bühne bringt.

Selbstverständlich, daß *über diese Kloake, aus der alle üblen Düfte steigen, ein kräftiges Wort* gesprochen wird.

Und rührend, daß es im 8—Uhr—Blatt unterstrichen wird. Natürlich nur aus Zerstreutheit. Herr Hollaender sitzt in der Redaktion und verwechselt sie mit einer Kloake. Doch hält er sonst auseinander:

Aber über eines bin ich mir klar, daß die ungewöhnlichen Ovationen, die das Publikum dem Autor bereitete, seiner Persönlichkeit galten, nicht diesen sehr problematischen Stücken.

Sie wurden ganz bestimmt nicht begriffen. Vielleicht sind sie mit ihrer geistigen Dialektik als Dramen untauglich — vielleicht bringen sie die Melodie von übermorgen.

Es ist schwierig, zwischen zwölf und zwei Uhr nachts Rätsel zu lösen.

Herr Hollaender, dem solches obliegt, kanns noch weniger als die Zuschauer, die es zwischen acht und zehn zu tun haben.

Die Getreuen, die gekommen waren, wollten sich jedenfalls nicht als Kunstrichter aufspielen. Sie wollten Bekenntnis ablegen für einen Mann, dessen Lebensarbeit sie mit fanatischer Ehrfurcht erfüllt.

Der sich aber auch noch die Mühe nahm, das 'Folgende zu veranlassen:

Das »Traumtheater«

K. K. ersucht uns um Aufnahme folgender Richtigstellung: »Sie schreiben: »Im ersten Stück rührt er an das Geheimnis des Theaters. Er nennt es ein Instrument der Unrechtschaffenheit und Unordnung, und preist es mit aller Inbrunst.« Es ist unrichtig, daß im »Traumtheater« das Theater ein Instrument der Unrechtschaffenheit und Unordnung genannt wird. Wahr ist, daß es dort heißt: 'Das Theater ist ein Element ohne Rechenschaft und Ordnung'.«

'*Deutsche Allgemeine Zeitung*':

Der Doktor Berthold Viertel, der Führer der »Truppe«, *hat eine Vorliebe* für K. K. Er hat Vorlesungsabende für ihn veranstaltet und jetzt, da die »Fackel«, die Zeitschrift von K., die er ganz allein schreibt, 25 Jahre alt geworden ist, bringt er auch den Dramatiker. Gleich mit zwei Stücken — »Traumtheater« und »Traumstück« und er selbst hält eine flammende Vorrede. — —

Der Fall Karl Kraus *liegt nicht ganz einfach.* Dieser Mann ist *einer der erbittertsten Feinde der Presse*, nicht nur der »Neuen Frei-

en«, sondern der ganzen. *Und läßt doch selber schon seit 25 Jahren andauernd eine Zeitschrift drucken. Er ist der erbittertste Feind des Mißbrauchs der Worte* — und *dichtet selber*. Sogar Dramen. Macht Verse, bei denen er *kein Ende* findet. *Hier stimmt etwas nicht ganz.* — — — —

Fechter

Dieser Fechter ist Vorstand der Kleist—Stiftung. Wär' ich der Breitbart, ich würde keine Zeitschrift seit 25 Jahren andauernd drucken lassen, sondern meine Feindschaft gegen die Presse und gegen den Mißbrauch der Worte bloß durch Redaktionsbesuche betätigen. Da könnte mir kein Fechter einen Widerspruch vorhalten. Da läge der Fall ganz einfach und alles würde stimmen.

Wiewohl ich aber nun einmal den andern Beruf habe, könnte mich alles Entgegenkommen für die scharfprofilierte Dummheit nicht verleiten, den Anerkennungsbrei, den der Faktor des Ihering im '*Berliner Börsen—Courier*' unter dem süßen Titel »Karl Kraus — der Träumer« bereitet hat, ganz wiederzugeben. Doch zu putzig ist, wie da das Zeitungsgewissen dem »Wiener Sprachmeister und Spottdämon« gerecht zu werden sucht, ohne die Beziehungen zu verletzen:

— — Wer Übertreibungen ablehnt, *darf noch immer* seine Freude an einer Erscheinung wie K. K. haben. Es ist nicht gleichbedeutend mit der Neigung seiner zahlreichen Anhänger, sich ihm mit Haut und Haar zu verschreiben.

Gott behüte.

Es ist an und für sich einem Polemiker gegenüber nicht ratsam.

Er meint natürlich nicht das Freudehaben, sondern das Sichverschreiben.

Er vernichtet dir, heißhungriger Leser der »Fackel«, so manchesmal einen liebevollen Nebenmenschen, bloß weil *er* zwischendurch ein bißchen Mißfallen erregte.

Natürlich der Nebenmensch, nicht der Polemiker. Zwischendurch.

Es ist ein Trost, daß *er* trotzdem am Leben bleibt.

Der Nebenmensch.

Und *zwischendurch* geht das dunkle Gerücht um, es wäre auch die fleischgewordene Unerbittlichkeit merkwürdig eitel und der Humorheros Kraus verstehe in diesen Dingen keinen Spaß.

Das dunkle Gerücht drückt sich nicht klar aus. Offenbar will der Herr Faktor andeuten, daß ich, weil er einmal (wiewohl er ein liebevoller Nebenmensch ist) mein Mißfallen erregt hat, ihn — also aus purer Eitelkeit — vernichtet habe. Weil er gegen Nestroy keck war, ist meine Eitelkeit bewiesen. Da ist nichts dawider zu wollen. Und was ists mit dem Niederreißen, he?

Davon abgesehen *wiederhole ich mein schon öfters geäußertes Bekenntnis*, daß ich Nur—Polemisieren für keinen Hauptberuf halte.

Ein schöner Hauptberuf ist zum Beispiel Chefredakteur des Berliner Börsen—Couriers zu sein, als welcher man ein Bekenntnis hat und es sogar wiederholen kann. Wenn's auch in der Regel das des Herrn Ihering ist.

Als viel zu unregelmäßiger Leser der »Fackel« *kann ich nicht feststellen*, wie sich die Negationen und Erkenntnisse der Weltrealitäten *die Wagschale halten.*

Schade. Faktor, dessen Feststellungen wichtig sind, liest offenbar die Fackel noch unregelmäßiger als sie erscheint und hat das Pech, immer nur die Hefte zu Gesicht zu kriegen, in denen die Negationen stehen, während die mit den Erkenntnissen ihm vorenthalten bleiben. So erfährt er eben etwa noch, daß

ich den Stefan Großmann negiere, aber nicht, daß ich erkenne, wer der Emil Faktor ist. Wie soll man da die Wagschale kontrollieren? Immerhin:

> Symptomatisch für die inneren Prozesse einer geistigen Natur sind die mit den Jahren immer häufiger auftretenden Bedürfnisse des Satirikers und Zeitpamphletisten, die Krise lebenslänglicher Proteste durch Bekennertum und eigene Produktion zu überwinden.

Faktor überschätzt mich. Das kommt davon, daß er die Fackel unregelmäßig liest; sonst wüßte er, daß mir nichts weniger einfällt, als die Krise lebenslänglicher Proteste zu überwinden. Ich denke nicht daran, solange es solche Faktoren der öffentlichen Meinung gibt. Immerhin hat er erfahren, daß auch ich ein Bekenner bin wie er. Aber ein Kenner ist er nicht:

> Ich kenne nicht die szenenreiche Auseinandersetzung mit dem Problem des Weltkrieges, in welcher K. K. die Schrecken der Apokalypse eindrucksvoll *gestaltet haben soll.* Gelegentliche Lektüre *während eines knappen Stündchens,* die *wegen der Tücke des Objektes* nicht fortgesetzt werden konnte, genügte, um vor der Leistung Respekt einzuflößen.

Pech, das ich hab. Wenn man dem Herrn Faktor nicht die »Letzten Tage der Menschheit« immer wieder nach einem knappen Stündchen, das ihm die Chefredaktion des Börsen—Couriers ließ, aus der Hand gerissen hätte — was er die Tücke des Objektes nennt, anstatt es der Tücke des Subjektes zuzuschreiben, das es tat —, so hätte der Börsen—Courier vielleicht schon einen großen Artikel darüber gebracht. Was Faktor nun sah,

> war anregendes, in die Luft gezaubertes, virtuos herankommandiertes Nebenwerk. — — — War es ein Bühnenwerk, ein szenisch gegliedertes Traumgedicht? Kann man an goethisch—hofrnannsthalisch—wedekindisch akzentuierten Formen vorbeisehen?

Man kann nicht.

> *Streng genommen* war es Eigenproduktion der Intellektualität, die keinen Schritt weit hinter jener Grenze zurückblieb, bis zu welcher eine uneigentlich dichterische Begabung vordringen muß, um sich keine Blöße zu geben ... Dabei voll schimmernden Reizes.

Ich werde mich hüten, mir vor dem Börsen—Courier eine Blöße zu geben!

> Ähnlich ist die kritische *Einstellung* zu dem nachfolgenden »Traumstück«. Hier sitzt abermals ein Dichter im Vordergrund, nicht mehr in Anbetungspose, sondern eher ein *Miniaturfaust* der Verzweiflung. Traum von Kriegsopfern, von Kulturuntergangssatanismen, von der himmlischen Imago, von Zeitgespenstern. *Zwischendurch* Tanz und herrliche witzige Couplets dreier »Psychoanalen«. Das Ganze eine herrliche *Intellektualoperette*, eingerahmt von Pathos.

Es war jedenfalls gut, daß der Librettist für Tanz und Couplets Raum gelassen hat.

> Durchschlagender Erfolg für Beides. *Bei musterhafter Wiedergabe, der die Mitregie des Vortragsmeisters Kraus anzumerken war.* — — Nirgendwo ein toter Moment. Sehenswertes Sondertheater voll persönlicher Elemente.

Da schickte ich also dem Faktor des Ihering eine Berichtigung. Denn, dachte ich mir, es geht doch nicht gut an, daß, wenn der ehrliche Faktor, dem der Ihering vorsichtshalber seinen Freiplatz überließ, notgedrungen den Erfolg der Regie zugeben muß, solches auf Kosten dessen geschieht, der das ausschließliche Verdienst hat, und daß einer Wiedergabe irgendetwas »anzumer-

ken« sein soll, der gar nichts anderes anzumerken ist als die Regie dessen, der auf dem Theaterzettel als verantwortlich für sie zeichnet. Herr Faktor entschloß sich, die Berichtigung in der Rubrik »Nebenbei«, in der er sonst Ulke bringt, zu veröffentlichen:

Nebenbei
§ 11

Berlin, 29. März

An den
Verantwortlichen Redakteur
des »Berliner Börsen—Courier«

Berlin SW.
Beutstraße 8.

Mit Berufung auf das Preßgesetz ersucht der Unterzeichnete um Aufnahme der folgenden Berichtigung des in der Nummer 145 vom 26. März 1924 erschienenen Artikels »Karl Kraus — der Träumer«. Sie schreiben »Durchschlagender Erfolg für Beides. Bei musterhafter Wiedergabe, der die Mitregie des Vortragsmeisters Kraus anzumerken war.« Es ist unrichtig, daß der Vortragsmeister Kraus die Mitregie geführt hat. Richtig ist, daß die Regie ausschließlich von Berthold Viertel geführt wurde.

Karl Kraus

Ob auch (zwar nicht der Vortragsmeister) aber der urteilsfähige Publizist Kraus bestreiten würde, daß seine Rezitationen bei seinen überschwänglichen Apostel Viertel Spuren hinterlassen haben, bleibe dahingestellt. *Wir nehmen jedenfalls* von der Anerkennung der Inszenierung *nichts zurück*.

Zurücknehmen, das fehlte noch! Aber diese Gesellschaft muß es ausdrücklich sagen, daß sie nicht imstande wäre zu antworten: »So, von Viertel war die Regie? Dann finden wir sie schlecht!« Und der urteilsfähige Publizist soll nur ja nicht bestreiten, daß seine Rezitationen bei Viertel Spuren hinterlassen haben. So daß die letzte Regietat gelingen mußte, während die früheren verfehlt waren, da Viertel offenbar erst in der »Truppe« mich rezitieren gehört hat oder wenigstens unter dem unmittelbaren Eindruck stand. Herr Faktor windet sich in Vertretung des Herrn Ihering, der die »Truppe« auf dem Gewissen hat. Ob dieser eigenen Antlitzes noch verlegen werden kann und wie er das letzte Gelingen zugeben und erklären wird, das wird man erst nach der letzten Vorstellung aus dem Hamburger Fremdenblatt, ersehen.

Einer, der gar nicht in Verlegenheit kommt, in der '*B. Z. am Mittag*':

Karl Kraus—Theater

Der Direktor Berthold Viertel eröffnet den Abend. Er liest, Blatt um Blatt, einen Artikel vor: Fünfundzwanzig Jahre Fackel. Worin er sagt, die fünfundzwanzig Jahre Fackel seien fünfundzwanzig Jahre Haß. Und über die Mission von K. K. spricht, »für uns die Zeitung zu lesen.« Artikel eines Propagandisten, eines Posaunenbläsers. Der den Geist des Herausgebers und dessen Terminologie dienend nachredet; auch seinen Wortwitz, *Kreuzung von Saphir mit dem Nietzsche* der dritten Stilperiode. (Paradigmen: der Un—

Menschenfresser«, der »Über—Zeugungsakt«.) *Kein interessant zweifelnder Judas Ischarioth*, sondern ein im Glauben an den Rabbi starker Fischer Petrus. Mit Bühnenpathos vorgetragen und mit Faustschlägen auf das Pult. Jemand, dem diese Stimmgewalt zuviel ist oder den eine Stelle über Radio ärgert, sagt: »Schluß«. Berthold Viertel: »Ich danke dem Zwischenrufer, er hat diesen Augenblick historisch gemacht.« Historisch. Den Augenblick.

Zwei Dramen von K. »Traumtheater«: Mit dem Dichter, dem Regisseur, der Schauspielerin, einem alten Esel ohne Eselskopf, der die holde Titania besucht, einem Gymnasiasten Hugenberg, nein, Walter (Hugenberg hieß er bei *Wedekind*), der Zofe. *Schnitzlersche Diskurse* über Phantasmagorie des Theaters und erotische Illusion umrahmen ein *nachgeahmtes Goethe—Fragment* mit den *charakteristischen* Versfolgen und Reimbindungen *von 1796.* Artistische Laune eines intellektualistischen, Grenzleistung eines unschöpferischen Menschen.

Dann, im »Traumstück« (wieder die *Titelsuggestion von Strindbergs* aus der Qual des Instinkts gebotenem »Traumspiel«), legt er selbst den Vorgang in seinen Hirnkammern bloß. Der apokalyptische Dichter des Weltgerichts *(in seiner Lyrik affiziert von Ehrenstein)* sieht seine nachtdunkle Stube bevölkert von traumhaften Allegorien. Spuk der Zeit nach dem Kriege, dem großen »Blut — und Kot—Erbrechen«, Wien und Europa im Zerfall. Die Gürtelpelze, die Schieber. Der Feldherr, der Kriegschemiker, der Journalist, der »den Schlachtbericht durchschossen« bringt. Ein fahles, tuberkulöses Kind. Tanz der Valuta mit dem Kavalier Zinsfuß, der Hyäne mit dem Schakal. Die Kette, *bekannt aus der Dramatik* der (jüngeren) *Toller*—Generation, reißt ab. Die Traumassoziationen eines nur allzu Wachen verlieren den Zusammenhang. Ein Traumfalter und zwei Traumschutzmänner, heraufbeschworen durch die zuckende Manie des Doppelsinns (bei dem Wort »verhaftet«). Ein Kuplet von Psycho—Analytikern, mit *sehr deutlichen Brücken* von Karl Kraus zu *Fritz Grünbaum.* Imago oder die Geliebte. Morgengeräusch des teppichklopfenden Gesindes auf dem Hof. Der Traum. Weihe des wortbesessenen, wortfanatischen Dichters: »Du lebst im Wort und stirbst an einer Silbe.«

Undramatik, Experimentier—Dramatik, Matinee—Dramatik. Der Direktor Viertel will vortäuschen, daß sie Leben habe. Beim »Traumtheater« gelingt ihm noch der romantische Reiz eines Puppenbühnchens mit auffliegenden Dekorationen. Das »Traumstück« ist unsinnlich oder, wenn im fließenden Gewand der Traumgenius kommt, traditionell vergröbernde Versinnlichung. — — Der Dichter: Herr Müthel, ein ernster, doch bläßlicher Statthalter für K. K., der erst zuletzt sich zeigt, umtost vom *anspringenden Beifall der Gilde*.

P. W.

Der Unbefangenste war wohl dieser Wiegler, der doch einen alten Schmerz im Busen trägt. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich ihm getan habe, aber er scheint sich zu erinnern. Wie wäre sonst die Enthüllung meiner Abhängigkeit von Goethe, Grünbaum, Strindberg, Saphir, Toller, Wedekind, Schnitzler, Nietzsche und Ehrenstein zu erklären. (An die sich bei andern noch Arno Holz und d'Annunzio anschließt.) Das mit Goethe muß wohl seine

Richtigkeit haben, denn es sagen's aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, jedes in seiner Sprache, warum nicht er in der seinen; es ist auch handgreiflich, daß einer, der auf dem Schreibtischsessel einen Monolog hält, den man nicht gleich versteht, an den Faust erinnert, und daß ich mich mit den Versfolgen und Reimbindungen an 1796 gehalten habe, ist schon fein durchschaut. Und liegt es nicht auf der flachen Hand, daß man, wo von Theater und Liebe die Rede ist, an Schnitzler denken muß? Auch wo Psychoanalen jüdeln, an Grünbaum zu denken, liegt für den, der nicht anders kann, ziemlich nahe. Aber wie erst die Beobachtung stimmt, daß ich in meiner Lyrik von Ehrenstein affiziert bin, kann nur der ermessen, der zufällig weiß, daß ich durch etliche Jahre Ehrensteins Lyrik durchredigiert habe. Ist es da ein Wunder, daß etwas haften bleibt? Wenn aber einer einwenden wollte, der Herr Wiegler meine das ja alles nicht so, er kenne sich viel besser aus als er tut und tue eben darum nur so, er sei eben ein Journalist und ein wenig verärgert, so bin ichs auch zufrieden und sehe ein, daß mein Einfluß auf das Gemütsleben dieser Journalisten doch stärker ist als meine Abhängigkeit von sämtlichen Geistern der Weltliteratur zwischen Goethe und Grünbaum. Bei dieser Gelegenheit sind eben Brücken deutlich geworden. (Nur die vom Stil der Vorrede zu meinem Stil ist durch die Paradigmen »Unmenschenfresser« und »Überzeugungsakt« insofern nicht ganz bewiesen, als diese Wortbildungen Zitate des Redners aus der Fackel waren, die in Anführungszeichen gesprochen wurden.)

Aber dieser Wiegler hält erst so weit, sein schlechteres Wissen von mir auszusagen. Wie anders Großmann, der solches nicht mehr tat, sondern zwei Blätter zur Verfügung hatte, um zu schweigen. Vielleicht in der Hoffnung, daß ich, abgelenkt durch hundert andere Verpflichtungen, von dem Erlebnis loskommen und den Unvergeßlichen mit den zum Glück nie veraltenden Reizen gleichfalls vergessen werde. Wie könnte ich!

> '*Das 12 Uhr Blatt*':
> *Es ist Geistigkeit,* aber doch *irgend* abseits vom Lebendigen und nur um ihrer selbst willen da. Es ist Leidenschaft, aber doch *irgendwie* auf Flaschen gezogen. Es ist *ein Taumel um* dies herrlich interessante Phänomen K. K., ein Rausch von künstlerischer Urzeugung, eine sichtlich verzehrende Inbrunst in ihm, Lichtfunken aus dem Chaos zu greifen. Und doch wieder eine *seltsam zerstörende Distanz* von Kraus zu Kraus, *ein Artismus,* eine peinlich auftrumpfende Bewußtheit des Reichtums, die ernüchtern. Eine Monomanie, die plötzlich in Technik glitzert, geistige Geburten, die erschüttern und doch wie vorgeführt wirken. Und ist es auch unvergleichlich, und stehen auch die höchsten Geister Pate: es ist doch *offenkundig, offenkundig, offenkundig* ein Schema, nach dem hier geboren wird. Man spürt es; also muß es ein Mangel, eine Lücke im Apparat dieses Geistes, sich zu manifestieren, sein. So fünfundzwanzig Jahre »Fackel«; so diese Stücke, die gestern die »Truppe«, in Berthold Viertels hingegebener Regie, herausbrachte. »Traumtheater«: dramatische Reflexionen, vom Künstler, seinen Sinnen, seinen Geschöpfen, seinen Träumen; von der Frau und dem Manne; die Begriffe Theater und Leben seltsam gegeneinander treibend und einander durchdringen machend; von ungeheurer, dialektischer Schärfe; das Wort als erbarmungsloser Umwerter. Stärker das zweite: Traumstück. Bekenntnis und Aufschrei. Die Welt als Ansturm, als Dieb an den Träumen. Die Rettung, Flucht nach innen; ins Schöpferische, ins »Wort«. Visionen

als Zeitkritik. Schier unmenschlicher Haß eines Dichters gegen das Unmenschliche formt Zeitkarikaturen, die schauern machen und gegen die ein Groß klein, unscheinbar wird. Ein Couplet von grausigem Humor. Dann Verse voller Wunder, wo sich die Abkehr des faustisch bedrängten Dichters ins Melos der Schöpferkraft vollzieht; hier endlich einmal lösen sich die Krampfungen der Bitternis, des Hasses, des titanischen Nein in Klänge wahrhafter Menschensehnsucht. — — Der Abend war ein stürmischer Erfolg. Zehnmal oder öfter mußte K. K. hervor und dies merkwürdige, vom Genius und von der Marter der Sinne geprägte Gesicht zeigen, in dessen Zügen *ein Faun* und *ein Dominikaner um die Oberherrschaft kämpfen ...*

Heiliger Ullmann, bitt für uns!

Ein mehr Schlichter in der '*Berliner Börsen—Zeitung*':

»Traumtheater«: Der Dichter und der Regisseur unterhalten sich über »sie«. Der Regisseur steht auf dem praktischen Standpunkt: er will seine Frau für sich haben; der Dichter liebt in der Schauspielerin ihre ganze Welt. In Traumbildern muß er miterleben, wie sie von Alt und Jung geliebt wird und allen das ist, was jeder in ihr sieht. Es quält ihn, aber er überwindet sich. Die Traumbilder bestehen nur aus Auftritten *mit ein paar Phrasen*, ohne jede Entwicklung, ohne jeden menschlichen Hintergrund. Der alte Mann erzählt der Schauspielerin, daß er immer die Damen vom Theater geliebt hat, und geht mit ihr ins Boudoir, der Gymnasiast bittet sie um das Autogramm und kommt gleich auf das Sofa. Dem Dichter sagt sie, daß das alles nicht sie sei; »sie« sei nur bei ihm.

»Traumstück«: Der Dichter hält einen Monolog über sein Verhältnis zur Welt, dann sieht er im Traum die »Welt«, das heißt auf der Bühne findet eine kurze Revue im buchstäblichen Sinne dieses Wortes statt: Valuta und Zinsfuß führen einen Tanz auf, Feldherr, Techniker und Journalist sagen ihre kurzen Couplets auf, drei Freudianer ihre langen Couplets, ein tuberkulöses Kind *spricht ihre* Knittelverse *auf über die Entsetzlichkeit des Geschicks*, dann redet der Dichter im Schlaf in einer Regenbogenlandschaft, und schließlich beweihräuchert *die Muse* dieses Dichters Tätigkeit — gleich der Tätigkeit des K. K. in der Fackel — aus der toten Zeitung lebendige Momente zu erfassen. Nach dem Erwachen hofft der Dichter auf eine neue Welt, die er mithalf zu erschaffen. Die ohne jede tiefere Charakteristik auf die Bühne gebrachten *Revuegestalten* machten dieses Weltbild zu einer *Angelegenheit des literarischen Kabaretts*, wozu auch die *leichten Reime* ausgezeichnet passen. Die Deklamationen des Dichters hatte beide Male Lothar Müthel vorzutragen, vergebens gab er sich die größte Mühe, den *pathetischen Wortschwall* zu gestalten oder wenigstens bildhaft zu machen. Es war verlorene Arbeit genau wie die Regie Viertels, die Bühnenbilder Blonders, die Anstrengungen der übrigen Künstler und Künstlerinnen, es war eben nichts da, um Gestalten zu versinnbildlichen, darzustellen,

Im krassen Gegensatz zu dem Gebotenen stand die begeisterte Vorrede von Berthold Viertel ... *aber halt!* Er sprach fast gar nicht von den künstlerischen Schöpfungen des K. K., sondern von dessen fünfundzwanzigjähriger unermüdlicher Arbeit in der Wiener

Streit— und Zeitschrift »Die Fackel«. — Hier sind wir bei dem Kernpunkt des Abends angelangt: es war ein Ehrenabend für *den Fackel—Kraus*. Der ostentative Beifall ging von der Berliner »Fackel«—Gemeinde aus, die *ja recht zahlreich zu sein scheint* … Und für den tapferen Kämpfer wollten wir ihn gelten lassen.

M. Charol

Schön vom schlichten Scharol, der die Nestroysche Judith spielen müßte: »denn der Mondschein schien schon schön«.

Ein mindestens Zweideutiger im '*Vorwärts*':

Fackelfest der Truppe im Lustspielhaus

Als K. K. vor 25 Jahren das erste rote Heft der »Fackel« herausgab, waren die Leute in den Bürgerstuben neugieriger als die geistig Beschäftigten. Erst allmählich wurde aus dem Wiener Spottvogel eine wirksame Macht der Ironie. Er hat mit einer grausamen Wahrheitsliebe den kleinen Blutsaugern und den großen Blutsäufern des Weltkrieges zugesetzt. Menschen, wie Berthold Viertel, der Führer der »Truppe«, erblicken in ihm den wichtigsten Entzauberer der Philisterphrase. Viertel trat gestern vor den Vorhang, um über K. K. zu predigen und zu prophezeien. Ein gelangweilter Zuhörer, dem nicht so heilig ums Herz war wie dem Redner, rief »Schluß!« mitten in die weihevollen Heroldsworte hinein. Aus dieser Unterbrechung eines närrischen Kauzes leitete der Redner die Gewißheit ab, daß seiner Werbung für K. K. geschichtliche Bedeutung zukomme.
Geschichtliche Bedeutung kommt dieser aufpeitschenden Persönlichkeit darum zu, weil sie das gesprochene und geschriebene Wort mit ungeheurem Pathos und dann wieder mit auserlesener Zartheit erfaßt. K. K. schrieb für das Theater einige Traumszenen, die ihm zu Ehren auf die Bühne gebracht wurden. Es ist sicherlich nicht zufällig, daß die Poesie des Pamphletisten von der Wirklichkeit weggeht. Der Mann, der als Spötter in die heißesten Lebensdinge hineingreift, ist nicht recht imstande, ohne Umweg *zu seiner Kunstspielerei zu gelangen*. Er muß sich selber träumend bespiegeln, *er wagt es nicht, unmittelbar zu sagen*, wie er sich *die Welterlösung oder auch nur die Weltentlarvung denkt.* — —
— — All dieses Erschauen, Erfahren und Erschauern wird aphoristisch durch das Wort angedeutet, volkstümlich bald, bald sehr bissig. Die Sprache ist hochgestellt, *feierliche Reime, antike Chorrhythmik*, klassischer tragischer Vers. *Man wird unwillkürlich daran erinnert*, daß Wedekind derartiges liebte, wenn er von der Realistik in die höhere Welt hinauswanderte. Diese Krausschen Träumereien, eigentlich nicht dramatisch, nur ins Kaleidoskop hineingeworfen, oder durch das Wort behutsam angedeutet, fesseln die Aufmerksamkeit wohl. Ihre Bildlichkeit wird unterstützt durch die nachfühlende Treue des Regisseurs Berthold Viertel dessen Verdienst um K. K. *nicht* hoch genug geschätzt werden *darf*. Wer *etwas kühler schaut*, findet gewiß *in dem Messiastum des Wiener Ironikers einige Makel*. Aber es handelte sich an die-

sem merkwürdigen Abend gar nicht um Kritik, sondern nur um Bewunderung.

Max Hochdorf

Ja, Viertel darf in Berlin nicht hoch genug geschätzt werden. Und was mich betrifft — wie sollte man mit einigen Makeln vor Rechtssozialisten und vor dem 'Vorwärts' bestehen können! Das ist doch seit dem Umsturz die Hochwarte ethischer Reinheit. Man sieht aber, wie verschiedene Hörer es gibt. Der eine hört leichte Reime, der andere mehr feierliche, jener ein Kabarett, dieser einen antiken Chor. Und haben doch beide nichts gehört.

Weit anständiger die klerikale '*Germania*' — damit auch die Unanständigkeit ihrer Wiener Parteigenossin entlarvend — :

K. K., der Herausgeber der Zeitschrift »Die Fackel«, hat seit Jahren eine starke Gefolgschaft, die in ihm mehr noch als den Satiriker den unentwegten Vorkämpfer für die Ehrlichkeit und Verantwortung des Wortes schätzt, die ihn als Dichter liebt und ihm als Vorleser von einzigartiger Sprachbeseelung zujubelt. Trotzdem die geistige Luft Wiens von derjenigen Berlins so grundverschieden ist, hat K. K., dessen Streben so manches Mal auf Dinge zielt, die nur auf Wiener Boden als seiner Aufmerksamkeit wert gewürdigt werden können, auch hier in Berlin seinen Kreis. Einer Reihe Vorlesungen von K. K. ließ die »Truppe« nun gewissermaßen als Abschluß die Uraufführung von seinen Dichtungen »Traumtheater« und »Traumstück« folgen. Berthold Viertel, dessen Bekenntnis zu K. K. in einer höchst lebendigen Schrift vorliegt, packte die Aufgaben mit aller Hingabe seiner Könnerschaft an. Da es gerade das 25. Jahr ist, daß die »Fackel« erscheint, trat er selbst vor die Rampe, um mit einer enthusiastisch beschwingten Vorrede für K. K. und sein Wirken Zeugnis abzulegen. — —

In dem »Traumstück«, das wieder Dichterträume vor Augen führt, ist K. K. stärker und schärfer in der Gestaltung. Da spürt man, wieviel Erleben seines Ichs er in die spukhaften Traumphantasien projiziert hat. Da huschen die Scheingestalten der Zeit vorüber, die die Menge als öffentliche oder geheime Idole verehrt und gegen die K. K. in der »Fackel« den Kampf mit allen Schärfen seiner treffenden Satire unerbittlich und unermüdlich kämpft. Valuta und Zinsfuß, Feldherr, Techniker und Journalist, besonders aber die drei Psychoanalen zeigen den Pamphletisten, der seine Streiche unerschrocken auf die Fratze der Zivilisation hageln läßt. Das Stück mag von dem Dichter zur Selbstbefreiung und Selbstrechtfertigung geschrieben sein. Wenn der Dichter, den K. auf der Bühne zu seinem Sprecher macht, auch vor all der Verlogenheit und Verkommenheit aufschreit, er wird doch nur bestärkt durch alle Bilder des Traumes in der Gewißheit, daß seinem Kampf um Wahrheit der Sieg verbleiben muß. Berthold Viertels Regie brachte die Traumszenen trefflich zur Wirkung. Das Gelockerte, Fließende des Traumgefüges, in dem sich Groteskes mit Bildhaftem bunt mischt, war mit seinem ganzen Reiz erfaßt. So verfehlten die Visionen nicht ihren starken Eindruck. Da zudem die (meist kurzen) Rollen gut besetzt waren, — — brachte der gute Einklang des Spiels den dramatischen Versuchen von K. K. einen Erfolg, für dessen Herzlichkeit der Dichter persönlich dankte.

Wenn das genügsame Ohr des sozialdemokratischen Kritikers antike Chorrhythmik entdeckt hat, so bekennt wieder ein Demokrat, in künstlerischen Dingen unerbittlicher, nur Plauderei und Leitartikel von mir zu hören. Das geschah in der '*Welt am Montag*'. Herr Hans W. Fischer schämt sich nicht einmal des Motivs vom Nurniederreißenkönnen und vollzieht diese Arbeit, ohne daß ich nur einen Finger rühren muß, an sich selbst auch für jene Berliner Literatarkreise, die in der 'Welt am Montag' eine Gesinnungsoase zu erblicken geglaubt haben.

> Ein Theaterleiter in Begeisterung ist ein so seltener und erfreulicher Anblick, daß die Rede auf K. K., mit der Berthold Viertel den Premierenabend der »Truppe« im Lustspielhause einleitete, auch dem starken Eindruck machte, der diesen Enthusiasmus nicht teilt *und nicht teilen kann,* weil ihm K. niemals zum zentralen Erlebnis wurde. An diesem satirischen Fanatiker schien mir immer nur eines unmittelbar: sein Haß; aber diesem Haß *fehlt die positive Ergänzung*. Seine erbitterte Wahrheitsliebe zerfetzt *gefälschte Weltbilder*, aber sie hat nicht die Kraft, ein neues aus Eigenem *aufzubauen*. Genau in dem Augenblick, wo die Mächte, gegen die K. kämpfte, erledigt wären, *wäre er selbst auch erledigt*. K. befehdet die Zeitung: *aber was wäre er ohne sie?* Sie ist ja das eigentliche Substrat seiner ganzen Existenz; er lebt in, er nährt sich von bedrucktem Papier. Kein Wunder, daß er von dem Grimm des Verdauungsschwachen besessen ist; eine so einförmige Kost hält auch der eisernste Darm auf die Dauer nicht aus. Sie setzt aber gleichermaßen die Aufnahmefähigkeit für das unmittelbare Leben herab.

Und nun verwechselt er die beiden Stücke, was ihm umso leichter gelingt, als er keines von beiden verstanden hat.

> Kraus vermag es auch als Dramatiker nicht zu gestalten, er braucht eine Zwischenfigur, die den Rohstoff des Daseins sozusagen erst vorverdaut. — — Das »*Traumstück*« — was ist es anders als eine *Plauderei*, die dem vielfach gehörnten Liebhaber einer Künstlerin ... sein stattliches Geweih als freundliche Zierde des Hauptes erläutert? Das »*Traumtheater*« — was ist es, im ganzen, anderes als ein zorniger *Leitartikel* gegen die Scheußlichkeit der Kriegs— und Nachkriegszeit? Die Aufgabe der Bühne besteht lediglich darin, die Beispiele und Metaphern wie Illustrationen in den Text zu setzen. Wie Viertel das macht, namentlich im »Traumstück«, das ist freilich ersten Rangs; Zeugnis einer schlagenden szenischen Bildnerkraft, die eine gespenstische Galerie von Vampyren heraufbeschwört — — Hier ist die Wahrheit des Hasses, sie ist konkreter als die der Liebe (»*Imago*« und »Traum«), die bei K. *mit epigonisch—glatter Zunge* redet und *fast ein wenig an Kitsch streift*. Und viel stärker ins Ohr als alle Tiraden des »Dichters« ... klang ins Ohr das famose Couplet der »Psychoanalen«, das das Trio Steckel—Hilpert—Aufricht überwältigend vortrug. Hier, wo es sich darum handelt, einen großen Komplex gedruckter Meinungen *durch den Kakao zu ziehen*, ist K. auf der Höhe, jede Zeile funkelt von Bosheit. Gerade dieser Triumph bestätigt nur meine Ansicht, daß dieser unerbittliche Richter einer sterbenden Zivilisation gleichzeitig ihr echtestes Produkt ist und nur leben kann in der Atmosphäre, deren vergifteten Gestank er anklagt.

Aber gegen ein Berlin, das die Verse der Imago für »Kitsch« erklärt und den Verfasser für einen »Epigonen«, hilft nicht einmal das Niederreißen. Und das erscheint unter dem Titel »Kraus und Kaiser«, denn ich werde mit dem Dichter von »Kolportage« zusammengespannt, der natürlich »der Zeit, die ihn schuf, bei allem viel souveräner gegenübersteht«. Denn er »hat nicht nur das Wort, sondern auch die Faust«. (Ich bloß den Faust, finden die Berliner.)

> Das macht ihn unabhängig; er braucht nicht, wie der Wiener, sich selbst unentwegt bitterlich ernst zu nehmen, sondern kann spielen, kann sich über sich selbst lustig machen.

Ich nur über andere, soweit die Ödigkeit ihrer Natur es zuläßt. Wie beklage ich da oft, daß ich nur das Wort und nicht auch die Faust habe!

Ganz auf den Faust angewiesen, von den schwankenden Gestalten der Berliner Kritik festgehalten, lasse ich wie anders dies Zeichen auf mich einwirken: *'Berliner Volks—Zeitung':*

Der Unmenschenfresser

Die Traumspiele von Karl Kraus

Von Manfred Georg

> Zum fünfundzwanzigsten Jahr der »Fackel« hat K. K.'s gewichtigster und klügster Herold, Berthold Viertel, sein Theater der »Truppe« im Lustspielhaus zwei kleinen Spielen des Satirikers zur Verfügung gestellt. Wir von der Zeitung kennen K. K. gut, denn er ist der Zeitung grimmigster und lauterster Feind. Er ist für uns wenige, die sich bemühen, inmitten eines Chaos der Widerstände und brüchigen Gesinnungstendenzen wie Verzweifelte auf einem untergehenden Schiffe die reine Fahne der innersten Pflicht hoch über allem Wogengewühl zu retten, die Stimme des Gewissens am Horizont. Nicht schmeicheln soll man dieser Stimme oder hündisch ihrem Groll sich beugen, aber in Stunden der Schwäche soll man sich aufrichten an ihr. K. K. ist seit fünfundzwanzig Jahren der ideale Zeitungsleser, der hinter jedem Wortbild und Tonfall der Sätze das Böse oder Gute, unsichtbar sonst hinter der Phrase kaschiert, griff und unter das Licht seiner Fackel stellte. *Zeitungsschreiber müssen Menschen sein, und die meisten sind Un—Menschen.* Ein Un—Menschenfresser war und ist K. K., und vor der Spritze seines unbestechlichen Witzes war keine Wanze sicher, die unseren Beruf, einen unabwendbar und unablösbar gewordenen, schändete. In seiner Vorrede, die einem würdigen Kleinköpfler einmal den Angstruf »Schluß!« abpreßte, gab Viertel mit der Wucht seiner Diktion und dem Feuer seines Herzenspathos ein Bild von der Lebensarbeit des Mannes, der die Sprache wieder fand, um mit ihr die Vergewaltiger der Sprache zu schlagen.
>
> Was folgte, waren Proben des K. K., der im Schaffen den Bezirk des Schauens überschritten hatte. Das »Traumtheater«, eine zärtliche Symphonie der Erkenntnis vom Wesen des Theaters, von der Befreiung des Menschen in der scheinbaren Anordnung von Schein und Sein, gibt in klaren Versen eine kleine Ahnung von der melancholischen Grazie des großen Polemikers. Hier war als Bild und Lächeln Cäcilie Lvovsky freundliche Begegnung.

Das »Traumstück«, die Qualvision eines Dichters, drängt in wenige Minuten den Exzeß einer Menschheit zusammen, den auszubrennen nun in unzähligen Feuern des Hohnes und der Bitternis schon zweieinhalb Jahrzehnt die »Fackel« flammt. Das Elend der »großen Zeit« ist noch einmal in scharf belichteten Episoden, bisweilen im Extrakt bis auf die Haut schreiender Couplets, konzentriert. Das Hungerlied der Kriegswaise, der teufelsfreche Spott der Psychoanalytiker (Steckel, Hilpert, Aufricht, prachtvoll) sind ein Peitschenkarussel, an dessen Geißelschwung sich die ach! so lebendigen Herren des ewig Gestrigen nicht vorbeischleichen können.

In beiden Stücken eine rhetorisch starke, glänzend akzentuierte Leistung: Lothar Müthel (Dichter). Der Beifall war frenetisch und langanhaltend. Er galt der Gesinnung, der Arbeit, dem Menschen. Und band die Einzelnen in Gemeinsamkeit gegen den Feind, der groß und mächtig wie einst schon wieder draußen steht: die Reaktion, die in Deutschland nichts anderes ist als verworfenste Trägheit des Herzens.

'*Die Zeit*' jedoch:

— — Vor einer Uraufführung zweier Bühnendichtungen des streitbaren Wieners K. K. hielt er uns verdutzten Zeitgenossen eine feiernde und feierliche Vorrede. Aus ihr erfuhren wir, mit Staunen hörten wir, daß Krausens »Fackel« seit 25 Jahren das einzige Organ der öffentlichen Meinung sei, das den Mut zur Wahrheit besitze. *Es gehört schon viel Liebenswürdigkeit, oder meinetwegen Abgebrühtheit dazu, um sich solche Übertreibungen ruhig anzuhören.* — — — —

Niemand ist gezwungen, eine Freikarte anzunehmen.

Dagegen der '*Film—Kurier*'*:*

In Wien erscheint seit 25 Jahren eine Zeitschrift: »Die Fackel«.

In ihr hält K. K. Gericht über die Zeit, indem er die Zeitung vor sein Tribunal zieht.

Kaum einer der heutigen Generation hat derart hellseherisch erfaßt, welch eine tiefenzerstörende Macht die Presse in den Händen des Ungeistes bedeutet.

Wie das geschriebene Wort das Leben formt, diese furchtbare Erscheinung, an der die Mehrzahl der Schreibenden nur deshalb nicht zugrunde geht, weil sie nichts von ihr ahnen, das ist K. K. in seinen ganzen grausigen Konsequenzen zum geistig—seelischen Erlebnis geworden.

So verschafft er der Banalität des Tages die Unsterblichkeit, indem er ihre Blöße unbarmherzig enthüllt.

Und zwar enthüllt er sie mit den Mitteln einer Sprachkunst, die ihn zu den größten Meistern der deutschen Sprache Luther und Nietzsche gesellt.

Eines Tages mußte dieser große Plastiker des Wortes den Weg zur Dichtung finden.

Er, dem die klassische Tradition der Deutschen zum lebendigen Besitz geworden ist, ward zum Erben, nicht zum Epigonen der

großen Vergangenheit, die er in seiner Weise selbstschöpferisch erneuert.
Die Aufführung zweier Werke dieses Abseitigen, der die Welt vorwärtszubringen trachtet, indem er ihre konkreten Erscheinungsformen verneint, bedeutet eine Tat Berthold Viertels. — —
Der Ursprung des Werkes also ist, wie in allen Schöpfungen dieses modernen Apokalyptikers der Wille, die Welt zu erneuern.
Die Aufführung bedeutet die stärkste Regieleistung, die Viertel bisher als Leiter der Truppe geboten hat.
Die Besessenheit des Dichters durchglühte den Spielleiter. So gewann das grausige Marionettenspiel jene Überrealität, die der Allegorie Suggestionskraft gibt. Der Schauspieler wurde zum Instrument des Spielleiters, der wiederum der Diener des Dichters war. So kam eine Aufführung von einer Intensität, von einer Gespanntheit des Rhythmus zustande, die den Zuschauer gleichsam in den Ring des Geschehens hineinpreßte. — —
Berthold Viertel leitete den Abend mit einer Ansprache ein, in der er mit der Hingabe des leidenschaftlichen Jüngers für seinen Meister eintrat. Ein rednerisches Kunstwerk, von selbständigem künstlerischen Wert. Seine Flamme prasselte so ungestüm, daß einer der Anwesenden eine Brandwunde fühlte, was sich zu einem Schmerzensschrei verdichtete.

Heinz Michaelis

'*Der Reichsbote*' aber weiß zu melden:

Ein wirrer und kunterbunter Abend! — — Man atmete auf, als das Bühnenspiel begann, aber man verfiel nach dessen Beginn bald wieder in bange Beklemmung. — — Denn diesen *Neu—Faust* auch nur einigermaßen in Sinn und Willen zu begreifen, müßte man ihn mindestens dreimal hören — wenn mans aushalten könnte. Alle Achtung vor dem Enthusiasmus des Spielleiters Berthold Viertel, der für die trefflich klappende und dem phantastischen Spuk gerecht werdende Aufführung gesorgt hatte, wobei ihn die szenische Kunst des Bühnenbildgestalters Leopold Blonder unterstützte. Aber ein mehr sonderlicher als gelungener Abend war es doch.

Ganz irr und wirr ward jedoch den richtiggehenden Hakenkreuzlern:
'*Neue Preußische Kreuzzeitung*':

Lustspielhaus. »Die Truppe« hat sich zum Sprachrohr eines Übermodernen gemacht. Man wollte K. K. feiern, ihn auch uns verständlicher machen. Das ist fehlgeschlagen; *unser Urteil ist fertig.* Was da geboten wurde in den Szenen »Traumtheater« und »Traumstück« *ist Irrsinn.* Kein Theater mehr, kein Komödienspielen, aber auch keine Wahrheit. Es ist Tendenz bestenfalls, *schlimme Hetze*. Der Dichter mit seinen Visionen ist *überirdisch, fanatisch, unwahrhaftig*. Seine Sprache sowohl wie die der Traumgestalten sind *Phrasengeschwulst und Unverstand. Hier ist die Kunst am Ende.* Wir *lehnen solche Erzeugnisse ab,* die vielleicht *im Café Größenwahn* Verständnis finden; der gesunde Mensch wird dafür noch nicht zu haben sein. Und so blieb alles peinliche Qual — — Zu Beginn hielt Berthold Viertel eine Vorrede zum 25. Jahr der »Fackel«, die in eine Hymne auf den Verfasser der beiden Stücke ausklang. Trotz eines Zwischenrufes »Schluß!« und einiger

Zischer blieb das beifallspendende Publikum Sieger. Man dankte wohl für die Mühe, die Arbeit und den guten Willen. Es blieb ein verlorener Abend, *kopfschüttelnd* ging man nach Hause.

St.

Man sieht förmlich, wie der Borusse, ausnahmsweise den Kopf statt des Gummiknüttels schüttelnd, ernst aber zuversichtlich nach Hause geht.

'*Deutsche Tageszeitung*':

Ein Karl—Kraus—Abend. Vorspiel und zwei dramatische Skizzen. Das Vorspiel: eine beinahe halbstündige, verbissen fanatische Huldigungsrede Berthold Viertels, strotzend von Begeisterung für den »Unmenschen—Fresser«, den »großen Hasser und Satiriker«.
Berthold Viertel hatte seinen Dithyrambus so sehr mit gesuchten und gewagten Wortspielen überladen, daß nur eine gutgemeinte, unkritische Verhimmelung zustande kam.
Dann folgten die »Traumspiele« des Ironikers K. K. Undramatische Dialoge und Monologe. Im »Traumtheater« wird einem schwärmenden Dichter *das Ideal zertrümmert*, im »Traumstück« *versucht Karl Kraus mit Georg Kaiserschen Mitteln* der modernen Kultur zu Leibe zu gehen. Die Typen sind verbraucht, selbst Valuta und Zinsfuß *reizen mit ihrem Schiebertanz nicht mehr*. Dagegen geben die drei »Psychoanalen« — allerdings im Coupletstil — eine beißende Satire *auf die Kraussche Psychoanalyse*. Hier packt der glitzernde Wortrausch, weil er die ganze Terminologie der Freudschen Schule zu kühnsten Metaphern zurechtgebogen hat.
Sonst zieht K. nur seine Epigramme auf Schnüre und läßt sie von den Darstellern hübsch der Reihe nach aufsagen. — —

‚Deutsche Zeitung

Anarchie Im Drama

Ein Pyrrhussieg der »Truppe«

»Seitdem Dramaturgie die Wissenschaft der Langeweile geworden ist … « So beginnt ein Aufsatz im Programmhefte zu Karl *Krauß*' gestern uraufgeführten Traumspielen.
Dramaturgie — die Wissenschaft der Langeweile! Ach verehrter Herr Kanzlist der »Truppe«, da ist Ihnen wohl Diebolds gar nicht »langweilige« dramaturgische Zeitbetrachtung »Anarchie im Drama« noch unbekannt? Zeigen Sie dies Buch doch einmal Herrn *Krauß. Wenn Sie mir dann melden, Herrn Krauß sei dabei die Schamröte ins Gesicht gestiegen* — dann will ich noch einmal mit gutem Glauben das Haus in der Friedrichstraße 236 besuchen; sonst aber empfinde ich gerechte Schadenfreude über Herrn Viertels *dank guter Claque* überaus »erfolgreiche«, aber *fast mit dem Verlust seines künstlerisch—direktorialen Ansehens* (in den Augen dramaturgisch—verantwortungsvoller Menschen) erkaufte Karl—*Krauß*—Aufführungen »Traumtheater« und »Traumstück«.

*

Der Dichter glaubt an eine Schauspielerin. Da es einem Regisseur nicht gelingt, ihn im Gespräch von diesem Wahn zu befreien, wird

> er plötzlich gespenstisch *und zeigt ihm,* dem Dichter, in einem mephistophelisch inspirierten Traumspiel seine Verehrte: wie sie »in Wirklichkeit« ist, als — Dirne, die sich jedem gibt, wie er sie haben will. Und zeigt ihn selbst als den genasführten reinen Toren. Der Dichter erwacht — *ist aber immer noch nicht klug geworden.*
> *Mit einem Hopser* gehen wir ins zweite Stück hinüber: Der Dichter *erweitert sein Leid um die Schauspielerin* zum Leid um die ganze Welt. In einer Traumrevue sieht er Krieg, Zeitverrohung, Kriegsgewinnlerei, *Vergnügungssucht, Fischerei im Trüben, romantische Gesundungsversuche*, zynisch—mitleidlose Seelenzerspaltung an sich vorüberziehen und schreit seine Erlösungssehnsucht aus ...
>
> *
>
> Im ganzen und großen: von dem dramatischen Gehalt, *wie wir ihn an dieser Stelle oft dargelegt haben*, ist nichts, aber auch nichts, zu spüren. —— Und mehr im einzelnen betrachtet? Im ersten Teil wird die an und für sich so verantwortungstiefe Frage nach Kunst und Sittlichkeit der Schauspielerin aufgerollt, *aber mit banalster Fortführung verwischt.* Übrigens ist diese Schauspielerin ein ärmlich lockerer Übergang zum zweiten Teil. Sie ist hier ein sprechendes Bild an der Wand (!) und so etwas wie ein regierender Lebensgott. — Sonst möchte der Grundgedanke des zweiten Teils wohl der sein: *ein Faust von 1918.* Hat es aber bei Leibe nicht werden können! Sondern ward *nur ein unglücklich Phrasengedresch.* Und dieses Fausts Traumgesicht? *Irrenphantasterei! Erbärmliches Harlekinaden—Geschwätz!* Das, was Diebold den Dramatikern unseres Zeitalters vorwirft: Verführung durch die unverstandenen Strindberg und Wedekind — hier haben wir ein krassestes Exempel!
> Daß hie und da eine Geistreichigkeit (mühsam genug mag sie ausgebrütet sein) gesagt wird und eine Figur, wie die des tuberkulösen Kindes, ergreift — *nun, es hört ja auch alles auf*, wenn auf einer Berliner Bühne ein Stück *nur* aus Unmöglichkeiten bestände! — —

Das Rufzeichen an der Wand gehört natürlich dem Original und drückt offenbar (nebst meiner eigenen Schand) nichts anderes als Kretinismus aus und zwar den bekannten, der jede Wand mit Irgendetwas versehen muß, mit Attributen der politischen oder der sonstigen Männlichkeit. Es verdrießt ihn wohl auch, daß da nicht das Bild Ludendorffs an der Wand hängt. Im Weitern spricht dieses Spreepferd von der Imago als von einer »blutleeren Singsang—Sprecherin«. Und *mir* soll die Schamröte ins Gesicht steigen!

Ein Blatt, das sich kurzweg '*Der Deutsche*' nennt und das mit Recht (heißts im »Faust«):

> Eine Huldigung, vielleicht auch ein Akt der Dankbarkeit für K. K., den Herausgeber der Wiener »Fackel«, der mit seinen Vorlesungen das Wunder zuwege gebracht hat, das Haus in der südlichen Friedrichstraße für ein paar Abende bis auf den bekannten »letzten Platz« zu füllen. Nun soll er auch als Dramatiker triumphieren. — —
> — — Im »Traumtheater« sitzen bei abendlicher Lampe der Dichter und der Regisseur beisammen, ungefähr wie Tasso und Antonio. Er ganz hingenommen, ganz hingegeben an die Schauspielerin,

die ihm Inbegriff aller Schönheit und Seligkeit, *Vollendung aller menschlichen Ideale ist.* Der Regisseur erhebt Zweifel, macht Vorbehalte *und führt dem Schwärmer in einer Kette von Traumbildern die Wirklichkeit vor:* wie die Geliebte als Titania erst einen »alten Esel«, einen verliebten Parkettbesucher, dann *als Hero* einen nicht weniger in sie *verknallten* Gymnasiasten *in ihrer Garderobe empfängt* und beide Male mit ihrer dankbaren Zärtlichkeit nicht knausert. Der Dichter träumt, der Dichter sieht es, aber der Regisseur wird *mit seiner Kur* dennoch abgewiesen: so muß, so soll es sein, *ihre Welt ist die Phantasie,* seine der Gedanke — je freier sich beide ausleben, desto inniger werden sie sich vermählen. Zwischen Illusion und Wirklichkeit gibt es für den Dichter keine Kluft. Artige, zuweilen funkelnde, von hohen Vorbildern geschulte Verse; das Ganze aber eine Spielerei mit Begriffen und Vorstellungen, die zu keiner geistigen, geschweige denn dramatischen Gestaltung kommt.

Im »Traumstück« *braucht der Dichter den Regisseur nicht mehr;* er schafft sich mit der Suggestionskraft eines wohl geistreichen, aber auch einschläfernden Monologes, für den Goethe seinen *Faust* im Studierzimmer nicht vergebens gedichtet hat, selbst seine Visionen, Bilder aus dem Chaos der Kriegs— und Nachkriegszeit, dem großen »Blut— und Koterbrechen« — *ohne solche Klosett— und Lazarett—Ausdrücke geht es nun mal bei unseren pazifistischen Dichtern nicht*, für alles Helden— und Schicksalhafte sind sie *mit Blindheit geschlagen*. Man weiß schon im voraus, was da aufgezogen werden wird: der General als Blutsäufer, der Techniker als patentierter Massenmörder, der Journalist als Schlachtberichttrompeter, das halbverhungerte Proletarierkind als Anklägerin der Gesellschaft, wobei gerne zugegeben werden soll, daß der Dichter gerade bei dieser Erscheinung Gefühle und Worte, die Darstellerin (Erna Schöller) Töne findet, die zu Herzen dringen. Weiter geht der Traum: Valuta, die Hyäne, tanzt mit dem Kavalier Zinsfuß, dem Schakal; ein Bild im Rahmen wird lebendig und spricht oder singt Verse, *die mehr Bild als Leben sind*; die »Psychoanalen« tragen ein Terzett von gepfefferten Couplets vor; eine Baumkrone, eine Katze, ein toter Soldat, Polizisten, oder vielmehr nur ihre Pickelhauben, ein Schmetterling, eine Zeitung, das Geräusch und schließlich der Traum selber treten auf — alles nur zu und mit der Schlußweisheit, daß *wir* »im Worte leben und an einer Silbe sterben«. *Und damit demaskiert der Dichter sich selbst*: er holt alles aus dem Wort, alles vom P*apier, nichts aus dem Brunnen des Lebens, nichts aus dem Boden der Natur.* Der Vorleser K. K. mag groß sein, der Dramatiker ist nur ein kleiner Nachleser. — —

Der Deutsche wie er leibt und lebt. Er hat wie viele andere das Traumtheater so verstanden, daß der Regisseur den Dichter träumen läßt, wenngleich dies noch schwieriger sein muß als das Verständnis des Traumtheaters. Umwerfend ist auch der Tadel für einen Ausdruck wie »Blut— und Koterbrechen«, der ein Klosett— und Lazarett—Ausdruck ist. Aber erstaunlich, wie ein zimmerreiner Hakenkreuzler wieder so einen doch gleichfalls peinlichen Ausdruck gebrauchen kann. Ist das eine Rasse! Ihr anzugehören gilt als Auszeichnung, die im Volkszählungsbogen eigens vermerkt wird.

* * *

Die ungeheure Komik der Vorstellung, daß man die Schwachköpfe zur Abgabe eines Urteils extra einlädt, wurde womöglich noch greifbarer an den Figuren, deren Meinung nicht durch eine Berliner Druckerei zum Vorschein kommt, sondern noch per Post aufgegeben wird, um die Leser in Frankfurt, Prag, Zürich etc. auf dem Laufenden zu erhalten. Die '*Frankfurter Zeitung*' hat in Berlin einen Baller und Steiler (wenngleich älteren Jahrgangs) sitzen, der sich wie folgt gebärdete:

> [Berliner Theater.] Ein Fragezeichen, das bei näherem Zusehen an Interesse einbüßt — so dachte der Mann im Parkett des Berliner Lustspielhauses über K. K., *den Über—Wiener,* nachdem ihm die Truppe mit Einsetzung guter darstellerischer Kräfte — — das »Traumtheater« und das »Traumstück« vorgespielt hatte. Es gibt ihrer wirklich, die bei näherer Bekanntschaft uninteressanter werden. Denn hier ist nichts, *aber auch garnichts* an Gestaltungskraft. Ein Schattentanz, und manche dieser Schatten haben hier und da, bald auf dem Rücken, bald *auf dem Hosenschlitz einen blanken Knopf* im Grau des Gewandes, und als solchen präsentiert sich dann ein *flottgeprägtes* Wort. Im »Traumtheater« die greifbare Untreue bei metaphysischer Treue der Geliebten. Im »Traumstück« *die posthume Entrüstung über den Krieg*, eingeschneidert in herkömmliche Figuren, unter denen die Freudianer, die dem Dichter (so heißt der Mann auf dem Bühnenprogramm) nun auch noch das Traumleben verleiden, durch derbe Karikaturistik einigermaßen Physiognomie gewinnen. Sonst grau in grau. *Persönliches wenig, Geballtes nichts*. Ein Fragezeichen, das an Interesse einbüßt, dem aber in Berthold Viertels heißerer Vorrede das Ausrufungszeichen voranging. *Hier stellte* K. K. in allen erdenklichen, an Gott und Bismarck aufgereckten Superlativen — ganz Marmor — beinahe »Siegesallee«.
>
> E. H.

Die posthume Entrüstung über den Krieg! Im wahren Sinne posthum. Aber Kunststück, mitten im Frieden, nachdem doch die 'Frankfurter Zeitung' ab 1. August 1914 ihre Pflicht getan hat. Es muß indes zum Lob dieser Zeitungen gesagt werden, daß sie so objektiv sind, sich durch die ehrenden Artikel, die sie mir gelegentlich widmen, nicht abhalten zu lassen, die Schandnotizen ihrer Korrespondenten zu bringen. Das war wie in Frankfurt so auch in Zürich und Prag der Fall.

'*Neue Zürcher Zeitung*':

> Karl—Kraus—Feier in Berlin. Seit Wochen liest K. K., *Leib* und Seele der Wiener Zeitschrift »Die Fackel«, ein *Virtuos* des geschriebenen wie des gesprochenen Wortes, aus eigenen und fremden Dichtungen im Berliner *Lustspielhaus* vor, *das damit* von Berthold Viertels »Truppe« zu *singulärer Produktion übergegangen* ist. *Die Frage läßt sich nicht unterdrücken: wie kommt Berlin dazu,* ein Vierteljahrhundert des Bestehens einer Wiener Kampfschrift, *die selbst in ihren besten Tagen eine Kaffeehaus—Angelegenheit geblieben ist,* geräuschvoll zu ehren? *Von tausend Menschen an der Spree* dürfte *kaum einer* die »Fackel« auch nur dem Namen nach kennen, geschweige denn, daß er sie je in der Hand gehalten hat. Doch, Herr Viertel, der seinem erlauchten Gast einen Vorspruch widmete, schwört auf sie, ist so von ihr erfüllt,

daß er mehr in ihr sieht als eine Zeitschrift — »die Schrift der Zeit«, und schätzt ihren Alleinverfasser so hoch ein, daß Goethe in ein Mausloch kriechen kann. Herr Viertel nahm, in hypertrophischer Begeisterung, den Mund ein bißchen übervoll. Als ihm ein Mißvergnügter »Schluß!« entgegendonnerte, erklärte der Sprecher diesen Zwischenruf für einen historischen Moment. Er scheint jedes Augenmaß für wahre Größe verloren zu haben; sonst hatte er nicht zum Unterschied von Bismarck, der einmal bekannte, er habe eine Nacht gehaßt, als Ruhmestitel hervorheben können, daß Karl Kraus fünfundzwanzig Jahre gehaßt habe. Eine gewisse Antigone hat — es sind schon mehr als zweitausend Jahre her — einer andern Weltanschauung das Wort geredet, und sie steht uns trotz der zeitlichen Entfernung unendlich viel näher; denn ein *kontinuierlicher* oder gar *perpetuierlicher* Haß macht sich verdächtig, weil einem so starken Affekt nur ein kurzes Dasein beschieden ist.

Nach diesem zum Widerspruch herausfordernden Vorspruch hatte der Gefeierte mit zwei dramatischen Dichtungen das Wort. In der ersten — »Traumtheater« — sozusagen seinem »Vorspiel auf dem Theater«, läßt er sich über das Verhältnis des Dichters zur Schauspielerin vernehmen, u*m den von Wedekind her bekannten Gymnasiasten mit einem Aprosdoketon schließen zu lassen.* In der zweiten — »Traumstück« — begleitet er den durch den Krieg entfesselten Hexensabbat der Zeit mit zersetzenden und zerfetzenden Glossen. Hier ist er in seinem Element. Wenn jemand von Heine gesagt hat, er werde seine Mutter totschlagen, vorausgesetzt, daß er dies zum Anlaß eines Witzes nehmen könne, *so benutzt K. K. den Massenmord* zu einer Masse mehr oder minder guter *Witze*. Alle Kritik setzt beim Wort ein, nimmt das Wort beim Worte; doch wenn ihr ernsteste Dinge nur ein Wortspiel wert sind — und K. ist beim Himmel nicht immer wählerisch —, so steigt allmählich ein Gefühl der *Peinlichkeit* auf *(Pallenberg drückt es drastischer aus). Die Mehrzahl der Hörer* ließ sich *von solcher Empfindung oder Empfindlichkeit nicht anstecken* und brachte dem Zeitsatiriker zum Schluß ihre *Huldigung* dar.

M. M.

Also wohl ein Doppelmausi. Das Berliner Lustspielhaus, das Geschäft des Herrn Saltenburg, ist »damit«, nämlich mit meinen Vorlesungen von der »Truppe« zu singulärer Produktion »übergegangen«, das heißt: ich habe nicht für die »Truppe« gelesen, sondern bin vom Herrn Saltenburg engagiert worden, um die »Truppe« durch »singuläre Produktion« zu ersetzen. Ich benutze den Massenmord (der von mir offenbar dazu arrangiert wurde wie der dem Heine zugetraute Muttermord) zu Witzen. Wie Pallenberg es drastischer ausdrückt, erfährt der Leser nicht, aber er versteht gewiß den Inhalt von »Traumtheater« ohneweiters, wenn ihm erzählt wird, daß »der« von Wedekind her bekannte Gymnasiast mit einer unerwarteten Wendung schließt, die der gebildete Schmock, der zwischen einem kontinuierlichen und einem perpetuierlichen Haß zu unterscheiden weiß, noch dazu ein »Aprosdoketon« nennt. Er weiß manches und sogar, daß die Fackel selbst in ihren besten Tagen eine Kaffeehausangelegenheit geblieben ist. Diese besten Tage sind natürlich vorbei wie nur die von Aranjuez. Ich dagegen weiß höchstens, daß der Herr M. M. auch in ihren besten Tagen — egal, wann man sie datiert — kein Heft der Fackel in der Hand gehabt hat und daß er vielleicht der »kaum eine«

unter den tausend Menschen an der Spree ist, der die »Fackel« auch nur dem Namen nach kennt. Aber wer anders trägt die Schuld an so dürftigem Resultat als diese elende reichsdeutsche Presse? Doch murre ich dawider nicht, sondern bin schon zufrieden, wenn nur so viele Leute in zwölf Berliner Vorlesungen gehen, als der Saal Platz hat. Die Frage läßt sich zwar nicht unterdrücken, wie Berlin dazukommt, die Fackel geräuschvoll zu ehren, wo es sie doch gar nicht kennt. Aber sie läßt sich immerhin von eben dem Schwachkopf, der sie stellt, damit beantworten, daß Berlin die Fackel offenbar doch kennt und daß die Mehrzahl der Hörer, also der ganze Saal mit Ausnahme der Vertreter der Presse, sich von deren Empfindungen nicht anstecken ließ und dem Zeitsatiriker zum Schluß ihre Huldigung darbrachte. So daß eigentlich nur noch die Frage offen bleibt, wie Berlin dazu kommt, solche Journalisten, das Ausland: solche Korrespondenten in Berlin zu haben, und wie ein Theater dazu kommt, sich die halbe Einnahme aus der Kasse stehlen und sich dafür extra besudeln zu lassen.

Im '*Prager Tagblatt* , erzählt Herr Alfred Döblin, der für ein Romangenie gilt, den Lesern allerlei über die aufgeführten Werke. Zum Beispiel, daß es »für ihn seit 15 Jahren die erste Wiederbegegnung mit Worten von Kraus« gewesen sei. Das wäre gewiß nur seine Schuld, aber was hat er damals mit den Worten erlebt?

> Damals bemühte sich K. in Berlin um die Ausbreitung seiner Zeitschrift.

Viele erinnern sich noch, wie ich durch die Friedrichstraße rannte und zwischen B. Z., Wachsstreichhölza, Lokalanzeija und den ersten duftenden Frühlingsboten die Fackel abzusetzen hoffte. Aber es gelang mir nicht.

> Er war in Zusammenhang mit Walden, mit dem ich noch ein Jahrzehnt länger befreundet war. Frau Lasker—Schüler, die Lyrikerin, *stand* noch *im Kreis,* dann die vornehme, delikat—schöne Kete Parsenow, die jetzt in Frankfurt lebt. Neben Kraus Adolf Loos, der Architekt.

Also wenn man will, war es so. Es ist noch nicht der Inhalt, nur die Einführung in die Traumstücke. Aber jetzt:

> Die Stücke. Ich bin in der üblen Lage, zweierlei sagen zu müssen:

(nicht unbedingt nötig)

> ich habe sie nicht verstanden, und dann: sie waren beide schwach.

(Die erste Aussage hätte vollauf genügt.)

> — — Trotzdem haben beide Stücke ihre Reize: man sieht, aus welchem Kopf sie kommen und welches Herz sich äußert. Und die Delikatessen der Sprache.

Aber nicht zu vergleichen mit einer solchen:

> Berthold Viertel, der feine Lyriker und Regisseur, sprach nicht sehr kurz *voraus von* einem Podium *von* der Bühne *über* das Jubiläum der Zeitschrift *von* Kraus [1], der Wiener »Fackel« (sie erscheint 25 Jahre).

Herr Döblin schreibt manchmal als »Linke Poot« nebst Frechheiten gegen Wedekind kleine Ulke, wie Verwechslungen von Annoncenteilen und dergleichen

1 Alfred Döblin ist also der Erfinder dieser Schweinesyntax, die heute die Ungebildeten von der Elite übernommen haben: Umgehung des Genitivs durch »von« und Ersetzung mit einem falschen Ablativ. Ich bin nicht der Sohn meines Vaters und Georg ist nicht der englische König, sondern ich bin der Sohn **von** meinem Vater und Georg ist der König **von** England. Oder sollte dieser Mißbrauch der deutschen Sprache nur die Sehnsucht nach dem verschwundenen Adel verhüllen?

vor vierzig Jahren geübten Humor. Aber auch seine rechte Hand, die vielleicht nicht weiß, was Linke Poot tut, und für Prag Romane über mich schreibt, scheint nicht besser zu sein. Sie erhebt sich — da sie immerhin weiß, daß man mir in Prag wohl will — zu freundlicher Prophezeiung:

> K, hat den Beifall seiner Berliner Gemeinde empfangen. Es war schön zu sehen, wie viele ihm anhängen. *Wirklich* (er war früher, glaube ich, Rival von Harden). K. hat mehr Freunde in Berlin, mehr Seelen sind für ihn als für den Berliner Zeitkritiker. Schade, daß er auf der Bühne sich nicht zurechtfindet. Sind manche, die sich hier zurechtfinden und die man nicht nennen und kennen wird, wenn er noch lebendig wirkt.

Kann schon sein. Aber Herr Döblin sollte nicht von dem Umstand, daß er die Stücke nicht verstanden hat, unweigerlich die Ansicht beziehen, daß ich mich auf der Bühne nicht zurechtfinde. Wirklich. Immerhin beantwortet Berlin in Prag die Frage, die es in Zürich nicht unterdrücken kann: wie Berlin dazu kommt.

Dagegen wird sie für Köln wieder offen. Und zwar in jener '*Kölnischen Zeitung*', deren einstiger Chefredakteur Ernst Posse geheißen hat:

> Berlin. *An sich wäre es ja ganz nett*, wenn das Theater ab und zu *etwas für die Unsterblichkeit bedeutender Journalisten täte*. Aber, aber — läge es nicht näher, daß man *sich dann wenigstens an einheimische Größen hielte?* Daß das Lustspielhaus mit seiner Truppe eine besondere Feier zum 25jährigen Bestehen der »Fackel« abhielt, die *der Wiener Journalist Karl Kraus* begründet hat, und daß man dann Traumstücke von K. aufführte, ist eine Sache, die schließlich die *Verehrer* von K. angeht. Die sind aber *in Berlin nicht so zahlreich*, wie die Leiter der Truppe anzunehmen scheinen, und auch seine Fackel ist hier nicht so sehr bekannt. *Ich habe noch nie gehört*, daß zur Jubiläumsfeier einer großen deutschen Revue *oder einer Tageszeitung* ein Theater *sich in Unkosten gestürzt hat*. Aber die *Freunde* von K., die an diesem Abend (25. März) *sehr zahlreic*h im Lustspielhause versammelt waren, applaudierten eifrig, *wozu eigentlich nicht immer Ursache vorlag* — — Es ist *schwer*, dazu *Stellung zu nehmen*. Dramatische Werke waren es eigentlich überhaupt nicht, sondern mehr satirische *Revuen* — — Die große *Kunst der Wiener*, anmutige Verse zu graziösem oder zu schneidendem Spott zu *drechseln*, ist auch K. K. eigen; *er ist darin nicht anders als die Wiener Literate*n, auf die er sonst räsoniert. In seinem ersten Werk, dem Traumtheater haben wir es *noch* mit den *gespielten Monologen einer Schauspielerin* zu tun, über deren *eigentliches Wesen* sich der Dichter, *der in einem verdunkelten Arbeitszimmer sitzt*, *klar*zuwerden sucht. Das zweite aber, das Traumstück, will große Welt— und Zeitsatire in Form eines Traumes vorstellen. Da treten der Feldherr, der Techniker und der Journalist als die Urheber des Weltkrieges auf, da kommt ein tuberkulöses Kind, *das sein Familienelend klagt*, Valuta und Zinsfuß t*anzen als Verkörperungen auf den Bällen der Schieber.* Zuletzt, eines der besten satirischen Intermezzi, kommen die Psychoanalytiker und ergießen manchen geistreichen Spott über moderne *literarische Auswüchse*. Das alles huscht *in Gestalt einer Revue* über die Bühne, ist *zum Teil ganz hübsch*, wird aber stets nur auf ein literarisches Publikum wirken. Die Regie hatte mit dem

ersten Stück verschiedene schöne Bilder geschaffen. Die Freunde von K. applaudierten am Schluß heftig dem sich auf der Bühne zeigenden Dichter.

Mysing

Ein Mausing. Es ist schwer, Stellung zu nehmen, aber eigentlich hats ihm niemand geschafft. Die Verehrer von Kraus sind in Berlin nicht so zahlreich wie die Freunde von Kraus, die an diesem Abend sehr zahlreich versammelt waren. Während der Dichter in seinem verdunkelten Zimmer sitzt, um sich über das eigentliche Wesen einer Schauspielerin klar zu werden, tanzen andere als Verkörperungen auf den Bällen der Schieber und ein tuberkulöses Kind klagt sein Familienelend. Man kennt sich also in Köln nicht aus, während für Breslau der Fall einfacher liegt.

'*Schlesische Zeitung*':

— — Dieser Applaus war ungewöhnlich groß nach der Aufführung der beiden Traumstücke, so daß K. neben Viertel und den Darstellern sehr häufig erscheinen mußte. Die Mauer der Begeisterten wich und wankte nicht. *Über die beiden Werkchen ist indessen nicht viel zu sagen.* Sie sind *intellektuell, witzig,* in den Versen *gewandt* und formschön. Es herrscht *das Wort, das Wort, das Wort.* Fataler sind schon die *Anklänge an Goethe* und — horribile dictu — an *Hofmannsthal*. — — Ein seltener Abend und ein aparter Genuß.

Es muß mit der allen gemeinsamen Erinnerung an den Faust zusammenhängen, daß sie es dreimal sagen müssen, wenn sie nichts zu sagen haben. Das Wort, das Wort, das Wort; offenkundig, offenkundig, offenkundig; Wortkunst, Wortkunst, Wortkunst. Da denkt man an unsern Salten mit seinem Mahnruf: Arbeiten, arbeiten arbeiten, und es faßt einen die Heimatsehnsucht nach der Wiener Kritik. Und es pumpert bereits, wenn man liest, wie einer aus der Steiermark, ein Kienzl, in Berlin das Problem für die '*Leipziger Neuesten Nachrichten*' angeht:

Karl Kraus als Dramatiker. Unser Berliner Schauspielreferent schreibt: Berthold Viertels Künstlertheater »Die Truppe« hat dem Berliner Premierenpublikum etwas Seltsames beschert. K. K., der Wiener *»Fackelkraus«*, der im Lustspielhaus schon seit einer Reihe von Abenden seine blutigen Wurfspieße gegen die Zeit und ihre tönernen Götzen schleudert, wurde an derselben Stätte als Dramatiker und als Objekt eines Vortrags vorgeführt. Ein Teil des Publikums nahm, um das voraus festzustellen, die nach dramatischer Form ringende Egozentrik des Kämpfers mit stürmischem Beifall auf. Dieser Jubel ist nach dem Wesen der beiden Stücke (»Traumtheater« und »Traumstück«) nur aus der Autosuggestion — und als Demonstration zu erklären. *Mit Unbefangenheit gestehe ich*, daß die Stücke nur einen schwachen Keim dichterischer Gestaltung hinter *verworrenen Schleiern* aufweisen — eine Verworrenheit, die bei K. nicht, wie bei den jung—jungen Symbolisten, Selbstzweck ist! — und daß sie dramatische, ja auch theatralische Wirkung fast ganz versagen. — — Der von *d'Annunzio* im Roman »Feuer« behandelte Gedanke wird in wenig originellen erotischen Momentaufnahmen abgewandelt. Als essayistische Einleitung ist der Dialog der ersten Szene wertvoll. Im *noch weit fahrigeren und*

recht blutlosen »Traumstück« haben wir nichts als den Verfasser selbst und seine in Monologen und Disputen gesammelten Weltanklagen, die zusammenströmen in der Verherrlichung der eigenen Person. — — Berthold Viertel leitete ungewöhnlicherweise die Aufführungen mit einem Vortrag ein, der ein unkritischer Panegyrikus war. Ohne den Übertreibungen des Redners gehorsam zu sein, stehe ich nicht an, seine Begeisterung und seinen Mut zu erkennen. Es schien fast erstaunlich, gerade einen Bühnenleiter dem Drachentöter lobsingen zu hören, und das vor einem Areopag von mehr als hundert »Drachen«—Köpfen der justifizierten Presse ... Aber seiner besten Absicht hat Viertel schlecht gedient mit der Aufführung der Stücke, die, im Gegensatz zu Viertels Vortrag, die Grenze zwischen sozialkritischer und schöpferischer Begabung sichtbar machten.

Hermann Kienzl

Ganz glatt und ohne alle verworrenen Schleier wickelt sich dagegen die Sache in *Kiel* ab. '*Neueste Nachrichten*', gibts auch dort wie überall, und die allerneueste lautet:

— — Das »Traumstück« ist eine Aneinanderreihung von Zeitbildern, wie sie nur ein Geist, der gern und lieblos verneint, niemals ein Dichter entwirft, in dessen Seele die Stimmen jeglicher Kreatur sich so anklagen, wie entschuldigen. Hier aber äußert sich in manchmal zarten — in der Szene der Jugendgeliebten — meistens erlesenen und klangvollen, manchmal auch *überraschend banalen* Versen — Einseitigkeit.

(Da sind gewiß die Verse des tuberkulösen Kindes gemeint: Doch wurde sie von den Offizieren geneckt / und von einem außerdem angesteckt.)

Denn solange man seine Arbeiten *nicht selber druckt*, die Bühne, die sie vorführen soll, *nicht mit eigenen Händen aufbaut, reinigt* usw., *hat es doch keinen Sinn* in flammenden Worten sich über »Proletarier«—Mühen zu entrüsten. — —

Aber eine noch größere Hafenstadt ist *Hamburg*, für dessen '*Fremdenblatt*' infolgedessen der Führer der Berliner Theaterkritik, Herr Herbert Ihering schreibt und zwar als der beste zuletzt:

Die »Truppe« verabschiedete sich für dieses Jahr mit einer Karl—*Krauß*—Premiere. Gegeben wurden die beiden Einakter »Traumstück« und »Traumtheater«. *Beide* zeigen *wenig von der phänomenalen satirischen Kraft* ihres Urhebers. Die Sprache von Karl *Krauß* ist *geschrieben*.

Das glaub ich.

Ihre Satzbauten sprechen zum Leser, nicht zum Hörer, *und so großartig die Vision des »Traumstückes« ist*, die Vision der verderblichen Kräfte der Zeit, der Psychoanalyse, der Valuta, der Technik, des Journalismus, so wenig überträgt sie sich (selbst bei einer guten Aufführung) von der Bühne her. Die Sätze schaffen nicht Gestalten, *sie sind geschrieben*. Im »Traumtheater« gerät *Karl Krauß*, der große Anti—Wiener, sogar unter die *wienerische Einstellung zum Theater*. Dichter, Regisseur, Schauspielerin, Zofe, *schon dieses Personenverzeichnis* läßt die *wienerisch übliche* Reaktion auf das Problem: *Spiel und Leben* vermuten. Karl *Krauß* wird hier fast zum *Hofmannsthal*, oder zum *feuilletonisierenden*

Schnitzler. Der große Prosaist und Satiriker *Krauß* bleibt bestehen. Der Dramatiker existiert nicht.
Die Aufführung unter der Regie von *Bertolt* Viertel mit Lothar Müthel in den beiden Hauptrollen war eine der besten der »Truppe«, deren Schicksal es war, *auf Nebengebieten* etwas zu leisten, auf Hauptgebieten zu versagen. *Das Schicksal der »Truppe« fürs nächste Jahr ist zweifelhaft.* Daran ist nicht der ernste Spielplan schuld, sondern die Tatsache, daß *Bertolt* Viertel mit seinem Künstlertum nicht auf der Höhe seiner Gesinnung steht.

h. i.

Wohl aber Herr Ihering mit seiner kritischen Fähigkeit. Denn es muß einmal ausgesprochen werden, daß dieser Ihering, der neben dem empfindsamen Kerr das starre System der Berliner Kritikblamage vertritt und dessen Votum, fürchtend und hoffend, immer bebend, eine Theatermenschheit erwartet, der, um die ihm untertane Kritik zu lenken, manchmal als der erste schreibt und um sich nicht zu sehr zu blamieren, manchmal als der letzte, als ehemaliger Intellektueller eben noch die Fähigkeit hat, das Niveau seiner Bösartigkeit zu halten. Man sagt, daß Herr Ihering ein verbissener Doktrinär jener Wallungen und Ballungen sei, denen durch einige Spielzeiten Regie und Literatur der neudeutschen Bühne unterworfen waren und die mir schon durch die Schreibart der Vornamen Arnolt und Bertolt verdächtig sind, jener beiden Fasolte des deutschen Expressionismus, die, als Bronnen und Brecht nur gemeinsam auftretend, wahrscheinlich zusammen nicht mehr als einen Wagnerschen Stabreim ausmachen. Herr Ihering, der hinter jenen Kulissen steht, wo man auf sämtliche Berliner Bühnen blickt, und der, wenn das Schicksal der »Truppe« fürs nächste Jahr zweifelhaft wäre, gewiß ein großes Verdienst an dieser Wendung hätte, scheint nun Viertel nicht nur durch die Anerkennung eines Künstlertums auf Nebengebieten, wo meine Wenigkeit zuhause ist, sondern insbesondere auch dadurch entschädigen zu wollen, daß er ihn »Bertolt« schreibt. Wenn dies aber möglicherweise nur eine expressionistische Angewohnheit ist, so könnte ihm vollends die Entschuldigung, daß »Krauß« nur ein Druckfehler sei, bei mir nicht helfen. Denn wie immer er meinen Namen schriebe, so sind doch seine Sätze beiweitem nicht so geschrieben wie die meinen; daß er ihnen einen Hofmannsthal oder einen feuilletonisierenden Schnitzler abhört, beweist ganz gewiß, daß er vom Vers auch nicht die blasseste Ahnung hat, und die Oberflächlichkeit, die er wahrnimmt, ist die seine, wenn er, sobald die Worte Spiel und Leben an sein Ohr dringen, die »wienerische Einstellung zum Theater« vermutet. Immerhin ist selbst diese noch richtiger als die berlinerische des Herrn Ihering und der Leute, die auf die Worte dieses Theatermagisters eingeschworen sind. Unter all dem, was ihnen da nicht auffällt, wäre das Faktum, daß die »großartige Vision« des Traumstücks »wenig von der phänomenalen satirischen Kraft« seines Urhebers zeigt, noch das geringste. Herr Ihering vermißt, was er rühmt; das kann vorkommen. Bedenklicher ist, daß er meine Sprache für »geschrieben« hält und ihr darum die akustische Möglichkeit abspricht. Sie ist also nicht Aussage, sondern Ausdruck, und da müßte sie gerade seiner Theorie nach das Theater verlangen, während ja ich tatsächlich der Ansicht bin, daß das Theater, dem man das Streben nach einem Höchstpunkt allerdings nie ersparen darf, gemeinhin das Wort kaum über das Niveau der Mitteilung hinauszuheben vermag. Von der Bühnenwidrigkeit meiner Stücke (die Expressionismus eines ganz andern Wesens sind als der den Ansprüchen des Herrn Ihering genügt) hätte er viel weniger überzeugt zu sein als ich, von dem er freilich die Unterscheidung zwi-

schen der Sprache als Aussage und der Sprache als Ausdrucks übernommen hat. Man lese nur, was er da gelegentlich eines Einakter—Abends geschrieben hat, und man wird zugeben, daß Herr Ihering auch heute noch geistig zu bestehen vermag, wenn er meine Aphorismen über Sprache meinungsmäßig verflacht:

> Die Sprache als Mitteilung und die Sprache als Ausdruck — in diesem Gegensatz liegt ein Teil Geschichte der Dichtung und Schauspielkunst begriffen. Wer von der Sprache als Mitteilung ausgeht, von der Sprache, die etwas aussagt, berichtet, wird leicht die Sprache dann nicht erkennen, wenn sie Ausdruck ist. Wer die Sprache als Ausdruck erlebt, wird ihr dann nicht geöffnet sein, wenn sie nur mitteilt. Die Sprache als Mitteilung: der Bericht, die Erzählung, das Konversationsstück. Die Sprache als Ausdruck: Lyrik, Drama.
>
> Aber es wäre falsch, diese Trennung schematisch durchzuführen. Wie weit Mitteilung Ausdruck, soweit ist Dichtung Kunst geworden. — — Daß man die Sprache als Ausdruck gegen die Sprache als Mitteilung abheben muß, kommt allein daher, daß man sich gegen die künstlerischen Möglichkeiten der Sprache als unwahrscheinlich oder verstiegen oft sperrt — weil man sie im Alltag als platte Mitteilung abnutzt. (*Musik und Malerei* existieren nur als mehr oder weniger bewältigter künstlerischer Ausdruck.) *Weil jeder sie spricht, glaubt jeder die Sprache zu verstehen, glaubt jeder sie beurteilen zu können. (Vor der Musik geniert sich niemand, zuzugeben*: ich bin *unmusikalisch.)*
>
> Heute ist die Kluft zwischen der Sprache als Mitteilung und der Sprache als Ausdruck noch groß. Und gerade, wo die Einheit fast erreicht ist, mißversteht man sie, weil man durch das psychologische Drama zu sehr an die Sprache als Mitteilung gewöhnt ist.

Und nun gelangt Herr Ihering, der sich vor der Sprache für musikalisch hält, natürlich dazu, seine Bronnen und Brecht als die Gipfel sprachlicher Ausdrucksfähigkeit zu berufen. Von da zu Shakespeare ist dann nur ein Katzensprung.

> Die Sprache als Mitteilung, die Sprache als Ausdruck — selbst der sprachlich tiefste und reichste Dramatiker hat einmal diesen Gegensatz fühlen lassen: Shakespeare. Shakespeare hat fast stets im Mitteilenden den Ausdruck und im Ausdrückenden die Mitteilung. Aber während in seinen Komödien gerade die scheinbar allein auf Mitteilung hin gebauten Szenen, wie die Erzählungen von Überraschungen, Belauschungen, Abenteuern durch ihren Ausdruck faszinieren, zeigt sich der Abstand einer Komödie gegen die Hauptwerke darin, daß diese Berichte Mitteilung geblieben sind. In den »Lustigen Weibern von Windsor« sind die Erzählungen Falstaffs von seinem Hereinfall Mitteilungen, in »Heinrich IV.« Ausdruck. In »Viel Lärm um Nichts«, in »Was ihr wollt« sind Belauschungs— und Foppszenen Handlungsachsen, in den »Lustigen Weibern« inhaltlicher, nicht treibender Ulk. Die Sprache als Mitteilung, die Sprache als Ausdruck — das erhabenste Beispiel ist auch hier Shakespeare.

Was da gegen die »Lustigen Weiber« und die künstlerische Überlegenheit des anderen Falstaff gesagt ist, ist natürlich Unsinn. Aber die Grundansicht ist richtig und wenn man dabei den Unterschied der Sprache des Herrn Ihering und der meinen betrachtet, so kann man sogar sagen, daß hier ein gutes Bei-

spiel vorliegt für das Problem der Sprache als Mitteilung und der als Ausdrucks. Jeder aber, der nicht nur meine Sprache, sondern auch meine Aphorismen zur Sprache kennt und meine Beobachtung, daß es keine Umgangsmusik und keine Umgangsmalerei gibt, wird finden, daß Herr Ihering meinen Nagel auf den Kopf getroffen hat, und sich wundern, daß er, der so um die Sprache Bescheid weiß, zu einem anderen Einakter—Abend bloß erkennt, daß meine Sprache »geschrieben« und gar von einem Hofmannsthal oder feuilletonisierenden Schnitzler geschrieben sei. Wenn er aber findet:

> Oscar Wilde fühlte, daß die Handlung die Sprache zum künstlerischen Ausdruck steigern müsse. Aber er hatte nur die Kraft zum Schmuck, zur prächtigen Umschreibung. Die Sprache wird nicht aus sich Ausdruck. Sie bleibt dekorativ aufgeputzte Mitteilung

so müßte er gerade von diesem Niveau das »Traumstück« abheben, wo zwar nicht die »Handlung« die Sprache zum künstlerischen Ausdruck steigert — diese Forderung von idealer Albernheit wird keine Handlung erfüllen —, wo aber Sprache »aus sich« nicht nur Ausdruck, nein auch Handlung wird, wo Handlung aus Sprache entsteht und durch Sprache bewegt wird, wo eben alles innerhalb der Sprache sich begibt, ganz wie alle malerische oder musikalische Handlung in der Sphäre der Farben und der Töne beschlossen bleibt. Von Herrn Ihering hätte man erwartet, daß er zu meinen Stücken, deren Aufführung doch ein Berliner Theaterereignis war, an Ort und Stelle seine Autorität bekunden und wenigstens von den Gedanken Gebrauch machen würde, die er mir zu verdanken hat, anstatt sich mit ein paar leichtfertigen Redensarten, die von ihm sind, nach Hamburg und in jene »Nebengebiete« zu flüchten, auf denen er einen Erfolg der »Truppe« zugestehen muß. Seine Stärke besteht aber offenbar nicht im Ausdruck, den theaterpolitische Erwägungen ja in den seltensten Fällen zulassen, sondern in einer reportermäßigen Mitteilung eben dieser, als deren klassisches Beispiel — und als ein Beweis, welcherlei Probleme das originale Geistesleben des Führers der Berliner Kritik bedrücken — die folgende diplomatische Note des Herrn Ihering festgehalten sei. Man wird sofort erkennen, daß er mit seinem üblen Deutsch und einem dumpfen Pathos der Theaterinteressen, dem Karpathos, in Berlin etwa die Position unseres Salten einnimmt:

> Herr Walter St., der nach dem Fiasko des Schauspielertheaters allen Grund hätte, in künstlerischen Fragen zu schweigen, ist seit einiger Zeit als Kritiker am '12—Uhr—Blatt' aufgetaucht. Herr St. ruinierte das Schauspielertheater, als er es verrotterte und an ein Theater preisgab, das unter entgegengesetzten Bedingungen lebte, *wie das Deutsche*. Die Öffentlichkeit ist darüber hinweggegangen. Sie wird sich jetzt mit Herrn St. zu beschäftigen haben — nicht seiner Person, sondern der Sache wegen, die er zu unterwühlen beginnt.
>
> Das Staatstheater ist das führende Theater Berlins. Wenn irgendwo, so ist hier durch das Zusammenarbeiten von Jessner und Fehling die Möglichkeit zu einer organischen Aufbauarbeit gegeben. Statt diese beiden nun in sich und ihrer Zusammenarbeit zu bestätigen, statt den Gedanken der notwendigen Gemeinsamkeit zu betonen, statt die Idee des Theaters, der das Werk beider zugute kommt, über die Privatpersonen zu stellen, verhetzt Herr St. beide gegeneinander. *Daß er für die idealen Forderungen der Kritik Verständnis hätte*, ist von ihm nicht zu erwarten. Wohl aber, daß er soviel journalistisches Anstandsgefühl besäße, *nicht dem Kulis-*

senklatsch nachzugeben und Nahrung zuzuführen. Herr St. schreibt anläßlich der »Empörung des Lucius«: — — —
Daß hiermit nicht ein beliebiger Regisseur, daß hiermit nur eine prominente Begabung wie Fehling gemeint sein kann, ist für jeden, der das Theater kennt, ohne Zweifel. Welche frivole Geringschätzung, sowohl Jessners wie Fehlings, ist es: von Jessner zu vermuten, daß er durch die Vorgänge des Abends für eine Hetze gegen Fehling zu gewinnen sei, von Fehling zu vermuten, daß er diesen strittigen Tag benutze, um gegen Jessner zu arbeiten. *Das ist Brunnenvergiftung.* Gerade in diesem Jahr war das Staatstheater daran, als einzige aller Berliner Bühnen ein Ensemble aufzubauen. *Soll* es in zwei Parteien auseinandergerissen werden? *Soll* wieder die Stetigkeit des Ensembles zerstört, *sollen* wieder die Persönlichkeiten unterbunden und in ihrem Wirkungskreis eingeschränkt werden? *Soll* wieder das Hin— und Herziehen von einer Bühne zur andern beginnen? *Wer weiß, wie leicht sich Mißtrauen gerade in Künstlern festsetzt, sieht, daß das die Folge werden kann.* Aber ich bin sicher, daß Jessner der erste sein wird, diese plumpen Anbiederungs— und Verhetzungsversuche von sich abzuschütteln. Wer zu Jessners Leistungen hält, wird ihm immer die Wahrheit sagen. Jessner wird durch einen Mißerfolg ebensowenig in seiner Stellung erschüttert, wie durch einen Erfolg Fehlings. Die Erfolge des einen sind die Erfolge des andern. Sind die Erfolge des Staatstheaters, also immer dessen verantwortlicher Leitung.

Herbert Ihering

Von dem offenbaren Verständnis für die idealen Forderungen der Kritik, von der deutlichen Aversion gegen Kulissenklatsch abgesehen und überhaupt der auffallenden Ähnlichkeit mit dem Tonfall des Wiener Ruhestifters in allen Burgtheaterlärmen — welch ein Stilist! Den schönen Satz »Wer weiß, wie leicht sich Mißtrauen gerade in Künstlern festsetzt, sieht, daß das die Folge werden kann« hatte ich als Frage zu lesen begonnen, aber dann gemerkt, daß es der Ausdruck einer Erkenntnis sei. Dagegen schwanke ich noch, ob »wie das Deutsche« bedeuten soll, daß es sich um ein Theater handelt, welches unter anderen (entgegengesetzten) Bedingungen lebte als das Deutsche, oder ob das Theater so wie das Deutsche unter Bedingungen lebte, die denen des Schauspielertheaters entgegengesetzt sind, oder ob er es sowohl an dieses Theater wie an das Deutsche preisgab; oder ob dieses Theater eben das Deutsche ist. (Oder ob da einer ein Theater so ruinierte wie ein anderer das Deutsche.) Eine erregte Seele zittert in dem Satz: »Das ist Brunnenvergiftung«; hier ist die Sprache nicht Mitteilung, sondern Ausdruck. Man hat die Vermutung, daß die Hintergründe einer welthistorischen Begebenheit, eines Bismarck—Konflikts entschleiert werden. Aber der eine hat den »Napoleon«, der andere die »Nibelungen« inszeniert, jener machts mit der Treppe, dieser mit Würfeln. Herr Ihering, immer ein Gelehrter, ist oft auch ein Informierter. Er ist eine Kreuzung aus Gottsched und Karpath.

* * *

Hauptsächlich also machten sie mir Wortkunst zum Vorwurf. Von ihrem Standpunkt gewiß nicht mit Unrecht. Ich hatte noch Muße, bei andern Gele-

genheiten etliches zu pflücken, das die geballtere Sorte der Berliner Theaterkritik charakterisiert:

> *Über dünnste Körpersubstanz ein kühner Bogen von Energie und Kasteiung,* zu einer unheimlichen Konstruktion gespannt, die sich eben leider, mit dem Ganzen, gegen das Ende zu allzustark lockerte. — — Von allen Graden guter Schauspielkunst, aber mitnichten ein Erlebnis. *Rothaariges Edelformat, flammendes, gutes Theater*, gewiß ein Gewinn für Berlin. Aber den Rest, auf den es mehr ankommt als auf das tadellose Können, *das Darüber*, die Persönlichkeit, das bleibt sie einstweilen noch schuldig.

Kein Wunder, daß die Setzmaschine wie folgt eingriff:

> Eine sehr starke Dichtung, die *irgendwie* den Menschen über das *Veh* verherrlicht und freilich *in ihren nur halb ironischen Dithyrambus* auf den Sieger Geist die sittlichen Begriffe *herzlich radikal aus dem Spiele läßt*; knapp und mit eiskalten Visionen vom *struggle for lifeststststchchch um umum um um* struggle for life der Höher— und der Niederorganisierten; theaterkräftig und doch in keinem Augenblick flach.

Ganz richtig. Aber wie macht man dieses:

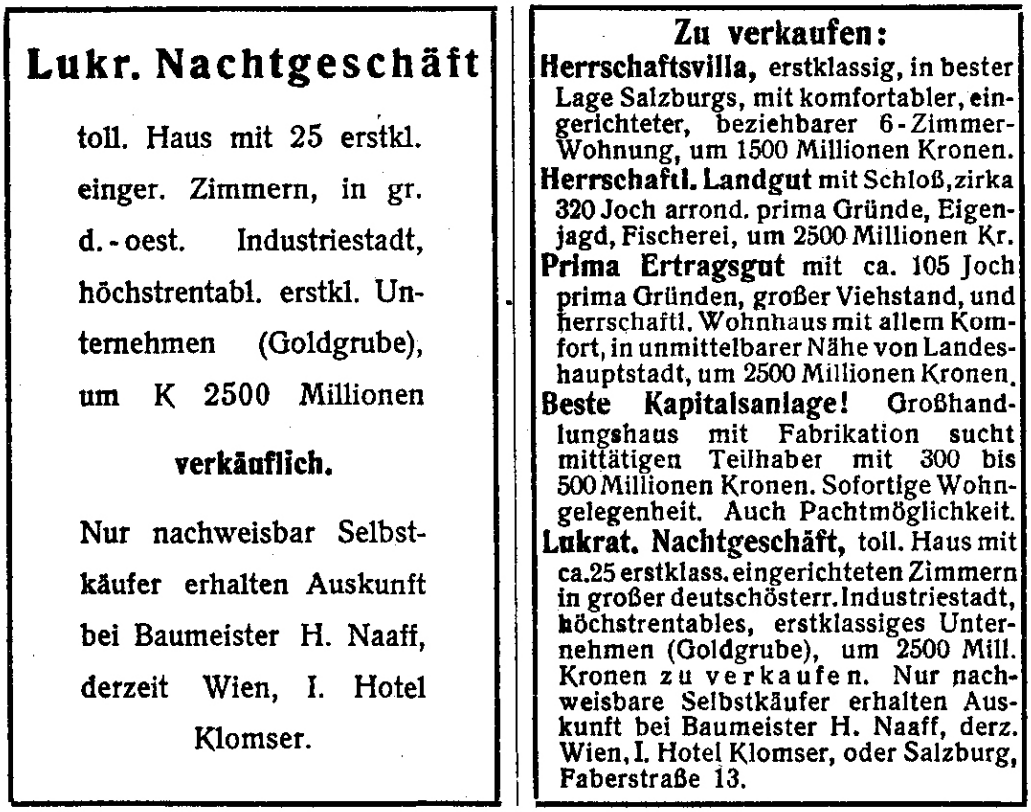
> *Sein kindlich dumpfes Blut blühte manchmal zu schmetterndem Glanz des Herzens und der Stimme empor. — —*
> Dantons Gegenspieler Robespierre war Gronau, aus *tänzerisch tugendstolzer Geziertheit unheimlich in raffiniertem Sadismus hinüberwechselnd, stimmlichwirkend* … mehr die sorgfältige Charakterstudie eines *geisternden Theoretikers als eine zur Totalität erwachsene Gestalt.*

Mich übergeben wollend, rief ich den heiligen Ullmann an, und erkannte, daß wir Wiener doch bessere Menschen sind.

Ebendieselben bewiesen es zunächst im Totschweigen und ließen — mit der einzigen Ausnahme eines ganz anständigen Berichts Max Lessers im Neuen Wiener Tagblatt — keinen Ton über das Berliner Theaterereignis vernehmen. Selbst das eigentliche Sensationsblatt versagte sich, mehr als die Schäbigkeit von dem »anspringenden Beifall der Gilde« zu drucken, die es der Berliner Mittagskumpanin verdankte. Sonst erfuhren die Wiener Leser nicht das Geringste; die Korrespondenten, die ihre zwei Dutzend Freiplätze dem Verkauf entzogen hatten, sollen ihre Tätigkeit bloß im Applaus bis zum letzten Hervorruf ausgeübt haben. Sie hätten ihn nach der Premiere einer Wiener Operette nicht abgewartet, um das Telephon nicht zu versäumen. Offenbar aber wollten die Redaktionen für die Wiener Aufführung Kräfte sammeln.

Kulturpleite

Also das hat so ausgesehen, am 4. April 1924, im Neuen Wiener Tagblatt:



Lukr. Nachtgeschäft

toll. Haus mit 25 erstkl. einger. Zimmern, in gr. d.-oest. Industriestadt, höchstrentabl. erstkl. Unternehmen (Goldgrube), um K 2500 Millionen

verkäuflich.

Nur nachweisbar Selbstkäufer erhalten Auskunft bei Baumeister H. Naaff, derzeit Wien, I. Hotel Klomser.

Zu verkaufen:

Herrschaftsvilla, erstklassig, in bester Lage Salzburgs, mit komfortabler, eingerichteter, beziehbarer 6-Zimmer-Wohnung, um 1500 Millionen Kronen.

Herrschaftl. Landgut mit Schloß, zirka 320 Joch arrond. prima Gründe, Eigenjagd, Fischerei, um 2500 Millionen Kr.

Prima Ertragsgut mit ca. 105 Joch prima Gründen, großer Viehstand, und herrschaftl. Wohnhaus mit allem Komfort, in unmittelbarer Nähe von Landeshauptstadt, um 2500 Millionen Kronen.

Beste Kapitalsanlage! Großhandlungshaus mit Fabrikation sucht mittätigen Teilhaber mit 300 bis 500 Millionen Kronen. Sofortige Wohngelegenheit. Auch Pachtmöglichkeit.

Lukrat. Nachtgeschäft, toll. Haus mit ca. 25 erstklass. eingerichteten Zimmern in großer deutschösterr. Industriestadt, höchstrentables, erstklassiges Unternehmen (Goldgrube), um 2500 Mill. Kronen zu verkaufen. Nur nachweisbare Selbstkäufer erhalten Auskunft bei Baumeister H. Naaff, derz. Wien, I. Hotel Klomser, oder Salzburg, Faberstraße 13.

Allgemein wurde nur was links steht bemerkt, aber nicht daß es gleich rechts mit kleinen formalen Änderungen wiederholt war und mit dem Hinweis auf Salzburg, das sich hier als große deutschösterreichische Industriestadt entpuppt, wiewohl man bisher nicht einmal gewußt hat, daß es als Mädchenhandelsstadt in Betracht kommt, da ja der Fremdenverkehr hauptsächlich von den Darbietungen der Herren Bahr und Reinhardt abgelenkt wurde. Soweit man sich in dem toll. Haus, das wohl dem Salzburger Sommer durchaus angepaßt erscheint, mit seiner Flucht von Zimmern zurechtfand, wurde behauptet, es sei die sensationellste Annonce, mit der die kapitalistische Presse je Farbe bekannt und nach den moralischen Erhitzungen der Epoche ihr wahres Gesicht gezeigt hat, indem eine Redaktion, die der Prostitution eine Goldgrube gräbt, selbst hereinfällt. Da aber gleich hinten der Film »Narrenhaus der Liebe« angezeigt wurde, war man vollends verwirrt, indem nunmehr die Identität eines Tollhauses mit einem tolerierten Haus der Vorstellung nahegerückt schien. Vielfach war auch die Meinung verbreitet, es handle sich um den Verkauf einer Zeitung mit 25 (oder eigentlich ca. 25) erstklassig eingerichteten Redaktionszimmern, die als toleriertes Haus inklusive dem Inventar der Gesinnung um ein Spottgeld zu haben sei, eine Transaktion, gegen die sich die Insassen bekanntlich weniger zu sträuben pflegen als die Insassinnen gegen den Wechsel der Bordellmutter. Aber erstens wäre das keine Goldgrube und zweitens würde das lukr. Nachtgeschäft eines Tagblatts, das die Verkäuflichkeit in der eigenen Branche nur von Fall zu Fall für das Richtige hält, sich zu so einer Unanständigkeit nicht hergeben. Es war in der Tat eine ganz harmlose Bordellannonce, also das Anständigste, was heute in der Wiener kapitalistischen Presse seinen Platz finden dürfte, so daß man nur sagen kann: Vater Wedekind schau oba — ein schüchterner Versuch, aus dem Kleinen Anzeiger heraus einmal aufs Ganze zu gehen, wobei aber bemerkt werden muß, daß Herrn Sieghart für den Casti Piani jede Haltung fehlt. Was hätte jener Vorgänger, der noch Singer hieß und toleranten Weltsinn doch mit dem Begriff publizisti-

scher Würde zu paaren wußte, dazu gesagt! Es sind Anomalien, die sich aus der Verwirrung der Zeit erklären. Die Neue Freie Presse, die längst keine Goldgrube mehr ist, hat sich entschlossen, ihr Heim zu schmücken, auf daß es den Gästen, wenn sie schon immer wieder mit den Salten, Müller und Ludwig Hirschfeld vorliebnehmen müssen, behaglicher sei, und zum Jubiläum der Fackel illustriert zu erscheinen. Ein zufälliges Zusammentreffen aus tiefinnersten Ursachen. Als die Fackel gegründet wurde, hätte sich noch keine Operettensängerin rühmen können, daß ihr Bild in der Neuen Freien Presse erschienen ist, wie es anderseits auch unvorstellbar gewesen wäre, daß eine Tragödin im Café Lurion auftritt und daß die öffentliche Meinung sich in Wollustkrämpfen vor einem Preisboxer windet.

Oder auch vor Richard Strauß, dessen tiefer Zusammenhang mit der Zeit auf der flachen Hand liegt und der ganz bestimmt eher eine Aktiengesellschaft ist als ein Genie. Nun scheint aber selbst das Alleskönnen versagt zu haben und auch die Korybantenkritik kann es nicht verhehlen, daß es eine grauenvollere Verödung sogar des Ballettgeistes und eine ausgiebigere Herabsetzung des Theaters zur Kleinkinderbewahranstalt bisher nicht gegeben hat als dieses »Schlagobers«, worin sich der launige Altmeister, dem so vielfach der Schalk im Nacken sitzt, mit der sozialen Frage auf seine Art auseinandersetzt. Nämlich so, daß das feine Demelgebäck es mit dem ordinären Gebäck, Stritzeln, Brezeln, Schmalznudeln, Gugelhupfen und dergleichen Proletariat — dieses, wirklich, aufgewiegelt von den Intellektuellen Mazzes — zu schaffen kriegt, bis zur Beruhigung der Kreise, die in den Opernlogen sitzen und deren kapitalistisches Bewußtsein von dieser Kunst so sympathisch angesprochen wird wie sonst nur ihr Snobismus, also bis das resolute Münchner Bier — so ists recht! — dem Klassenkampf ein versöhnliches Ende setzt. Wozu ja das Münchner Bier speziell in der Sphäre der Wiener Konditorei berufen ist. In dieser hat sich ein Firmling überessen und dessen Magenumdrehn, das die äußere Handlung zu bilden scheint, erfährt eine musikalische Illustration, die wieder das unsere nach sich zieht. Es ist eben ein »heiteres Wiener Ballett«. Auf das Sinnbild der Mazzes als der Anstifter der Revolution war in der Premiere verzichtet worden, um, wenn schon alles gut ausgeht, nach gar keiner Seite Anstoß zu erregen, und man begnügte sich damit, einfache »Magier« ohne Hervorhebung des konfessionellen Moments die Aufwieglung vornehmen zu lassen. Aber welch ein Künstlertraum, der eine »Prinzessin Praliné« erschaffen hat, von der zum ZuckerIkönig offenbar nur ein Schritt ist. Ein »Don Zuckero« ist aber auch kein Hund und außerdem tanzen Knallbonbons und wirksame Schaumrollen gibt es auch. Und was sagt man zu einer »Quittenwürstchenleibgarde«? Kritische Verehrer, die sich Herrn Richard Strauß nun einmal ohne Weltanschauung nicht vorstellen können, haben hier eine Goetheflucht des reinen Künstlerwesens aus den Schrecken des sozialen Umsturzes in ein Kinderland der Phantasie (wo indes auch der Herr Slibowitz und der Herr Wutki auftauchen) beobachten wollen. Aber bei aller Untiefe, in die selbst Goethe auf der Flucht vor der Revolution gelangt ist, wäre es doch zu unappetitlich, sich seinen Kopf mit Schlagobers angefüllt und mit »Schillerlocken« garniert zu denken. Sicherlich bleibt es eine der beklagenswertesten Folgen der französischen Revolution, daß die Lustspiele »Der Bürgergeneral« und »Die Aufgeregten« entstanden sind, aber wenn man die Greuel der Sansculotten und die der Bolschewiken zusammentut, so kann der Terror, der da herauskommt, unmöglich an die bloße Inhaltsangabe von »Schlagobers« hinanreichen. Daß das Blut der Menschheit in Strömen von Münchner Bier verfließt, könnte zwar eine pessimistische Pointe sein, die von den Begebenheiten in der engeren Heimat des Herrn Richard Strauß abgenommen wäre, aber

er selbst scheint eher der gemütlichen Deutung solcher Umstürze, deren Flamme nur begossen werden muß, zuzusprechen oder gar in einem Symbol andeuten zu wollen, daß er sich alles politische Heil von München erwartet. Wie dem auch sein mag, es dürfte sich nicht so sehr um den Märchendrang des den Finsternissen der Welt abgewandten Genius handeln als um das Unternehmen eines nicht mehr ganz tatkräftigen Geschmacksimperators, der es sich noch erlauben darf, einer auf alles hereinfallenden Kanaille der Sensation den puren Schwachsinn (seinem Freunde Karpath gewidmet) als Leckerbissen zum Fest zu bieten. Und zur Ausstattung des Gedankens, daß die Patisserie mit dem Vorstadtkuchen ins Handgemenge kommt, aber wenn ich nicht irre die Mademoiselle Chartreuse mit Herrn Slibowitz zärtlich wird — und es existiert mithin eine Theaterwelt, die sich zur Verkörperung von Spirituosen und Mehlspeisen hergibt — , opfert ein Bettelstaat Milliarden, während die Stadt dem Meister ein Grundstück zum Bau eines Schlosses im vornehmsten Park von Wien schenkt. Dies alles und ein Siebentagerennen festlicher Begeisterung in der idealen Erwartung, daß der Schöpfer einer musikalischen Welt, der der Wille zur Hebung des Fremdenverkehrs an der Stirn geschrieben steht, uns für ein paar Monate des Jahres in voller Nichtbeziehung zu dem ihm anvertrauten Institut erhalten bleibe. Aus tiefstem Vorurteil sage ich das, denn ich kenne von Richard Strauß, für dessen offenbar unerhörtes Könnertum ich so wenig Fachwissen mitbringen würde wie für irgendwelche technischen Errungenschaften oder für das Wesen der Aktienwissenschaft, kaum mehr als eine szenische Bemerkung des durchaus zu ihm gehörenden Herrn Hofmannsthal, deren Text er irrtümlich mitkomponiert hat, als sein Widerstreben, an der Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland mitzuwirken, und sein Gesicht. Aber dieses allein, diese Augen, zwischen denen so viel Welt— und Geldsinn Platz hat, diese mit Recht gelangweilte Miene, mit der er zu den Schätzen des musikalischen Archivs im Redoutensaal sein Zauberstaberl bewegt, dieser gestutzte Schnurrbart, der sämtlichen Generaldirektoren sämtlicher anderen kommerziellen Zweige für fünfundzwanzig Jahrgänge der 'Woche' genug getan hat für alle Zeiten — dieses Gesicht, das ein ganzes neues Deutschland des Willens zur Macht und zur Aufmachung, des Aufschwungs vor der Pleite ausdrückt und an dessen Wand menetekelhaft Ufa, Hapag und ähnliche Warnungsworte deutlich werden, dieses Gesicht, in dem weit weniger von Beethovens als von Ballins Ingenium enthalten scheint: es ist mir so völlig aufschließend und überzeugend, daß ich neben solchem apokalyptischen Reiter der hohen Schule, neben diesem stärksten Anführer der Zeit, für die Echtheit der Erscheinung eines Reinhardt oder Hermann Bahr meine Hand ins Feuer lege. Und ich halte es innerhalb dieser Welt der Konjunkturen, Karrieren und Zufälle, wo mir das Genie nicht anders, aber das Talent alles kann und jegliche Berufswahl hat, für einen völlig belanglosen Zufall, daß Herr Richard Strauß nicht Champion geworden ist und Herr Carpentier nicht »Schlagobers« geschaffen hat.

Ich frage mich heute, was ich eigentlich damals gegen eine Welt hatte, deren goldenes Zeitalter diese gigantische Möglichkeit der Verpofelung doch nicht einmal ahnen ließ und wo die bürgerliche Zeitung weder den Kauf eines Bordells empfohlen hat noch als Bordell verkauft war. Was die letzten Schreie des Journalismus betrifft, die hoffentlich Todesschreie sind, so ist die Erklärung recht einfach. Die Menschheit ist durch den Text der Zeitung bereits derart verblödet, daß sie ihn ohne Bilder nicht mehr verstehen kann. Dies erkannt und die Gelegenheit erfaßt zu haben, ist die Tat der jungen Generation. Der Selige, dem die Bilder der Sprache Pracht genug waren, würde »das Blatt« nicht wiedererkennen und über einen entarteten Sohn, dem jedes Blatt-

gefühl abgeht und der die Neue Freie Presse endlich zum Interessanten Blatt gemacht hat, den Redaktionsstab brechen und ein Kreuz machen.

Ein Dementi der Sittenpolizei

> — — als der Aufzug wieder in die Tiefe gegangen war und nun stille stand, hörte Frau F. eine weibliche Stimme, die unausgesetzt um Hilfe rief. Frau F. vermutete, daß eine Frau unter dem Fahrstuhl eingeklemmt sei, und bemühte sich, den Aufzug wieder in die Höhe zu bringen. Da ihr dies nicht gelang, ließ sie die Feuerwehr verständigen. Aber auch die Feuerwehrmannschaft konnte den Fahrstuhl nicht heben. Es blieb nichts übrig, als den Boden auszubrechen; dann erst konnte die Gefangene befreit werden. Es war die 24jährige Handarbeiterin Marie P. — — Wie sich ergab, hatte die P. die Tür des Aufzuges, die unversperrt war, für die Kellertür gehalten und war in dem Augenblick eingetreten, als eben der Fahrstuhl niederging. Nur dadurch, daß sie sich in dem engen Raume platt auf den Boden legte hat sie eine ernstliche Beschädigung vermieden. Abends wird von der Polizeikorrespondenz noch mitgeteilt: Diesen Fall stellen einige Abendblätter so dar, als ob die vom Unfall Betroffene von einem Sicherheitswachebeamten verfolgt worden und auf der Flucht vor diesem in das bezeichnete Haus geraten und dabei verunglückt sei. Hierzu wird mitgeteilt, daß sich das erwähnte Mädchen in Gesellschaft mehrerer unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehender Prostituierten in der Köllnerhofgasse befand, als ein Wachebeamter auf seinem vorschriftsmäßigen Kontrollgang diese Gasse passierte. Als die Mädchen des Wachebeamten ansichtig wurden, eilten sie davon. Das oben angeführte Mädchen lief in das Haus Köllnerhofgasse Nr. 6, ohne daß es vom Polizeiorgan wahrgenommen oder gar verfolgt worden wäre. Der Wachebeamte begab sich erst dann in das bezeichnete Haus, als er von Hausleuten zur Hilfeleistung herbeigerufen wurde. Er versuchte zunächst selbst mit Hausleuten das Mädchen zu befreien und verständigte, als dies nicht gelang, die Feuerwehr und Rettungsgesellschaft, welche die übrigens nur leicht Verletzte aus dem Schachte befreite und ins Spital führte, von wo sie nach erster Hilfeleistung sofort entlassen wurde, ohne daß eine polizeiliche Amtshandlung eingeleitet worden wäre.

Das Mädchen hielt ihn für einen Verfolger und er ward zum Retter, als sie auf der Flucht vor ihm in Gefahr geriet. Damit will die Sittenpolizei offenbar sagen, daß in diesem Fall keine Razzia stattgefunden hat, und ferner, daß eine Prostituierte Gott danken kann, wenn sie einem Sittenpolizisten begegnet. Aber es scheint damit so ziemlich das Äußerste gesagt, was gegen die Razzien gesagt werden kann, die eben sogar dann letal verlaufen können oder könnten, wenn sie nicht stattfinden, indem die bloße Nähe, der bloße Anblick eines Sittenpolizisten genügt, um ein Mädchen unter einen Fahrstuhl zu bringen. Und selbst ohne diese ultima ratio gegen die Sittenpolizei reicht für uns wieder die Vorstellung der panikartig auseinanderstiebenden Mädchen — vor einem harmlosen Wachebeamten, der auf seinem vorschriftsmäßigen Kontrollgang so für sich hinging — vollständig aus, um die Institution so ziemlich zu

dem Unerträglichsten zu machen, was es in diesem Staate gibt. Wir wollen nicht mehr! Der Polizeipräsident lasse es sich gesagt sein. Die kreuzbrave Sachlichkeit dieses Dementis ist eine Bestätigung und eine schwerere Anklage als die falschen Zeitungsberichte. Hätte der Wachebeamte das Mädchen wirklich verfolgt — auch das soll schon vorgekommen sein, und ich habe selbst einmal einem Ringkampf zwischen einem solchen und einer solchen in der Augustinerstraße beigewohnt —, so wäre der konkrete Einzelfall, der ein Ausnahmsfall sein könnte, weit weniger grauenvoll als die grundlose Panik, die eben die Erfahrung zur Grundlage hat und ohne die Voraussetzung eines schönen Systems nicht denkbar wäre. Wir haben genug! Von den Razzien sowohl wie auch von der Möglichkeit, daß jeder Wohnungsinhaber, der eine Untermieterin los sein möchte, sich durch Protektion eine Privatrazzia verschaffen und unter Ausbeutung des von der Natur gegebenen Verdachts, daß ein Mädchen einen Geschlechtsverkehr ausübe und infolgedessen einen Lebenswandel habe, »Erhebungen« wegen geheimer Prostitution pflegen lassen kann, wobei der Ausdruck »Schubierung« nicht von dem Schubjack kommt, der seine Hand dazu bietet. Wir wünschen die Praxis nicht mehr und nicht mehr die Terminologie und ziehen die Ausmerzung des Systems sogar jedem Dementi im Einzelfall vor. Denn die falschen Patrouillen, denen unter dem militärischen Alpdruck die Hausbewohner ihre Habe auslieferten, waren ein Beweis gegen die echten, und wenn wir erlebt haben, daß in einem Theater auf den Schreckensruf »Feuer!« eine Panik entstanden ist, so wird deren Gefahr kaum herabgemindert durch die nachträgliche Beruhigung, daß es gar nicht gebrannt habe; wie auch nicht einmal durch die Feststellung, daß die vorgekommenen Verletzungen nur leichter Natur seien. Und ein grundloser Alarm ist unvermeidbarer als ein vorschriftsmäßiger Kontrollgang. Daß sich »das erwähnte Mädchen in Gesellschaft mehrerer unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehender Prostituierten« befand, soll vermutlich doch so etwas durchblicken lassen, wie die Weisung, daß man sich da die Folgen selber zuzuschreiben hat. Aber erfahrungsgemäß haben nebst den geheimen Prostituierten — immer noch besser als die geheimen Räte — auch die überhaupt nicht Prostituierten die Sittenpolizei wegen der bekannten »Mißgriffe« zu fürchten, ganz abgesehen davon, daß sogar die unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehenden Prostituierten bedroht sind, weil der Geschlechtsverkehr auch den Normen des Straßenverkehrs unterworfen ist und weil es da viele Verbote gibt, die die eine Erlaubnis wesentlich schmälern. Da somit tunlichst verboten ist, was gefällt, so bleibt vom ganzen Geschlechtsleben eigentlich nur die Sittenpolizei übrig, deren Verbreitung die Menschheit mit weit größerem Schrecken erfüllt als die Syphilis, und die, wie sich an diesem Fall herausstellt, selbst ohne Berührung Folgen für die Gesundheit haben kann.

Glossen

Seipel und die Razzien

> Wenn der Polizei der Vorwurf gemacht wird, daß sie die schreckliche Einrichtung der *Razzien* habe, so muß erwidert werden, daß die Polizei diese Bezeichnung gar nicht kennt.

Sagte Herr Seipel, den ich im Gegensatz zu einem oppositionellen Tadler seines Gefühlsmangels nicht für einen »Mann von höchsten geistigen Qualitäten, von dem stärksten Verstande« halte. Denn selbst als christlicher Dreh würde die Negierung der Einrichtung durch die Negierung der Bezeichnung zu dürftig sein. Was ist ein Name, was uns Razzia heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften. Aber dazu kommt, daß Herr Seipel hier den jesuitischen Anforderungen höchstens durch ein Minimum an Wahrheitsliebe gerecht wird, indem ja die Polizei »diese Bezeichnung« sehr wohl kennt. Die Bezeichnung »Frauensperson« habe ich ihr bereits abgewöhnt. Im dreißigsten Jahrgang der Fackel hoffe ich feststellen zu können, daß sie nicht mehr von Razzien spricht; im fünfzigsten: daß sie nicht mehr weiß, was das ist. Und später einmal, daß Herr Seipel die Wahrheit, sagen wir, vorausgesagt hat.

* * *

Klage des Libertiners

> Der große Prozeß findet hinter *verschlossenen Türen* statt ... der *Gitterschleier* bleibt vor dem *verzerrten Antlitz einer entarteten Gesellschaft*. Die Öffentlichkeit wird ausgewiesen, genau so wie *die Milde aus dem Paragraphennetz* ... es *trat* nur zu altem *Staub* neuer hinzu. Die Publizistik wird über die einzelnen Prozeßstadien nicht berichten können. Die *Gewissenskontrolluhr* der Öffentlichkeit wird abgestellt ... kein *Vorurteilsloser* wird *in das Grenzgebiet hineinleuchten* können, das ererbte Grausamkeit mit erotischer Sensationsgier *verbindet* ... die *Rätsel* sollen *ebenso ungelüftet bleiben wie die Schlafzimmer der Kadivec* ... bloß weil das *weite Land* der Sexualität ewig *verhängt* bleiben soll ... Nur dort, wo der Mensch sich selbst angehört, wo das Dunkle in ihm *zur Helle strebt*, senkt sich ein *Schleiervorhang* nieder ... die Gesellschaft ... verdunkelt das *Zimmer der Gerechtigkeit.*

Das sind gewiß überaus komplizierte Vorgänge, hinter deren Gitterschleier jedoch der Vogel insoferne auf den Kopf getroffen wird, als ein Kern von Wahrheit in der rauhen Schale verborgen ist. Unverständlich und ungerecht bleibt nur der Vorwurf, daß die Schlafzimmer der Kadivec ungelüftet waren.

* * *

Helden und Heldenverehrung

Bekessy hat die Verbindung zwischen Simon von Krausz und Napoleon hergestellt und zwar so:

> Auf der Terrasse des Pariser Hotels, mit der Aussicht auf die Tuilerien, wo einst der Sohn eines korsischen Advokaten als Kaiser von Frankreich thronte, dachte ich über die Ursachen eines menschlichen Erfolges nach. So entstanden die nachfolgenden Aufzeichnungen.

Nämlich über Schimme, nicht über Bonaparte. Bekessy will ein Bild entwerfen von »diesem heißblütigen, eigenartigen Bankier«, das heißt, er fühlt sich berechtigt,

> an dem geläufigen und allbekannten Krauszporträt, das uns von den Spalten jeder besseren ungarischen volkswirtschaftlichen und Theaterzeitung entgegen*schimmert*, einige Korrekturen vorzunehmen.

Beim Anblick der Tuilerien sinnt er:

> Man kann nicht wissen, ob Simon von Krausz [1] in Ungarn noch eine größere und außerordentlichere Karriere bevorsteht

als Napoleon? Also das gerade nicht, sondern

> als die große und außerordentliche, die er bis nun durchlaufen hat. Den größten Fehler seines Lebens hat er begangen, als er sich in einem entscheidenden Momente, da die Schwachen ihn zu überwältigen schienen, (nach der Kommune) nicht erbarmungslos gezeigt hat ...

Napoleon III. ?

> — — Unter der breiten Krempe seines Hutes und unter seinem herabhängenden Schnurrbart könnte er in jener freien Atmosphäre, über der auch heute noch Louis Philippes »Enrichissez—vous!« *als strahlende Devise* schwebt, aus vollem Herzen über die aufgeregte Schar schwitzender Streber lachen. — —

Wie kommt man aber »seinem Wesen näher«?

> Das ist nämlich noch keinem gelungen. Wenn die Betrachter Simon von Krausz' sich zu einer besonderen Prägnanz aufschwingen wollen, nennen sie ihn einen »Bohémien«, worunter sie verstanden wissen wollen, daß *von* Simon *von* Krausz sehr leicht Geld zu bekommen ist. Da aber in Wirklichkeit gerade von den sogenannten Bohémiens am schwersten Geld zu bekommen ist, was *die Biographen* Simon von Krausz' zu vergessen lieben, darf Simon von Krausz immerhin mit einigem Recht ein Bohémien genannt werden, weil nämlich einer, der Simon von Krausz *wirklich gut kennt* und *die Wahrheit schreiben will*, bald *zur Feststellung gelangen muß*, daß *das schablonenhafte Lob, er gebe leicht Geld her, auf ihn einfach nicht paßt*. Leicht geben nur Leute ihr Geld her, die sich's nicht überlegen, zu welchem Zweck das Geld dienen soll. Simon von Krausz aber ist *einer der überlegtesten Geldausgeber, die ich jemals kennen gelernt habe*, und nichts steht ihm ferner, als das Geld gedankenlos *(à la bohéme, wie man in Pest sagt)* zum Fenster hinauszuwerfen.

Mit einem Wort, der ganze Napoleon. Und dem Wesen beider dürfte man, zumal wenn man das Glück hat in einem Hotel mit Aussicht auf die Tuilerien zu wohnen, durch die Formel am nächsten kommen: Weit gebracht. Nur eines bleibt noch im Dunkel: Gibt er eigentlich Geld her oder gibt er kein Geld her?

* * *

Ich halte nichts vom

1 Österr. Industrieller

Roda Roda, aber auch nichts vom Herbert Eulenberg und bin nun selbst begierig, wie viel da auf beide kommt, wenn der Herbert Eulenberg etwas vom Roda Roda hält. Manchmal glaube ich wirklich, die ganze Literatur müsse ein dummer Aufsitzer sein, indem es doch gar nicht möglich ist, daß die Leser so untalentiert sind wie die Literaten, die sich vor ihnen als Lieblinge produzieren. Da blicke ich einmal in trüben Berliner Wochen, als mir das Leben als richtiggehende Untergrundbahn des Lebens vorkam, in die Vossische Zeitung, die ganz gut die geistige Wüste des dortigen Daseins repräsentiert, und bemerke etwas von Herbert Eulenberg über Roda Roda. Das kann schön werden, denke ich mir, aber es wird noch schöner. Der Eulenberg, der eine sanfte Erhebung der deutschen Tiefebene vorstellt, erzählt allerlei vom Rosenberg und behauptet entschieden, daß er nicht früher so geheißen habe, sondern von allem Anfang an Roda Roda.

> »Roda« soll kroatisch sein und zu deutsch, wenn er mir nichts aufgebunden hat, »Storch« bedeuten.

(Aber er hat ihm etwas aufgebunden und was tut Gott, er hat Rosenbaum geheißen.)

> Und in »Agram«, *dem heutigen »Esseg«* [1], nicht in Wien, wird dermaleinst an einem Hause die Tafel prangen: »Hier stand die Hütte, in der Roda Roda in roten Windeln *zuerst* das Licht der Welt erblickt hat.«

Natürlich nicht in Wien, das fehlte noch. Aber wie man sieht, entbehrt dieser deutsche Schriftsteller nicht des Humors, den das Objekt der Beschreibung erfordert, nur daß er sich in der jugoslawischen Topographie so gut auszukennen scheint wie etwa Wilson, denn das heutige Esseg ist das ehemalige Esseg, das er resolut mit dem heutigen Zagreb verwechselt. Aber möglicherweise verdankt er seine Information dem Roda Roda, der so lange schon der Heimat entrückt leben muß.

> Er persönlich soll heute von dem Königreich Jugoslawien, wie er mir erzählt hat, nur das zu erwarten haben, daß man ihn beim Betreten seines alten Vaterlandes als ungetreuen Untertan *mit dem Strang vermählen* oder, *schlichter* ausgedrückt, *aufknöpfen* würde.

Der deutsche Schriftsteller meint natürlich nicht, daß man Herrn Roda Roda die rote Weste, die er längst mit den roten Windeln vertauscht hat, aufknöpfen, sondern daß man ihn aufknüpfen würde. Aber so arg wirds wohl nicht kommen, faule Eier dürften es auch tun in Erinnerung an die Prostitutionsgeschichte, die er einmal im »Simplicissimus« über die tote Draga Maschin erzählt hat. Die stärkste Phantasie würde Herrn Roda Roda keine schlimmere Unappetitlichkeit nachsagen, die des Dichters Eulenberg jedoch vermag sie uns Lesern vorzustellen. Er hatte nämlich das Glück, mit dem Mann, der die deutsche Literatur seit Jahren mit südslawischen Lozzelach versieht, eine Kajüte auf der Fahrt nach Amerika, das nach dem Krieg beide wie einen Bissen Brot brauchte, zu teilen, und stellt nun die Leser der Vossischen Zeitung vor die Aufgabe, sich den Zustand vorzustellen.

> *Kurz*, sie werden sich gleichfalls in mein gewisses Unbehagen hineinversetzen können, das mich ergriff, als ich vernahm, daß ich auf der Fahrt nach New—York — zwölf Tage lang, *o jeh!* — eine noch dazu winzige Kabine mit dem Humoristen Roda Roda zu teilen hatte. *Man hatte mich ausreichend vorher vor ihm gewarnt.* »Der Kerl heißt ja nicht Roda Roda, sondern Rosenberg. Ist ein

1 lt. Wikipedia Drnowitz in Mähren als Sandor Friedrich Rosenfeld

> Jude aus Wien. *Stinkt meilenweit gegen den schärfsten Seewind nach Knoblauch.*«

Was in der deutschen Literatur doch alles möglich ist. Aber Gottes Wege sind noch unerforschlicher, denn Eulenberg ward angenehm enttäuscht. Gleich bemerkt er, damit die Judenblätter, die ihm die Feuilletons wie Knoppern abkaufen, nicht bös sind, entschuldigend:

> Bei *einigen* Menschen sind Jude und Knoblauch *ja nun einmal* für ewig zusammenhängende Begriffe.

Bei ihm natürlich nicht. Aber schließlich, es muß ja einer nicht gerade nach Knoblauch riechen, um sich für eine zwölftägige Kajütengemeinschaft nicht zu empfehlen. Nun, Roda Roda enttäuschte durchaus:

> Doch als es nun wirklich so weit war, *da stimmte das alles nicht*. Weder das mit dem Knoblauch, *denn er roch die ganze Zeit stets gut*, das heißt *gar nicht*, und war *der manierlichste Reisegefährte,* den man sich wünschen konnte ...

Wenn man bedenkt, daß der Zeitungsdruck erfunden wurde, um den Lesern von 1924, die schon bei Radio Radio halten, solche Beruhigung widerfahren zu lassen, kann man doch dem Gutenberg (Gensfleisch) nicht gram sein. So ist nun einmal die Literatur. Also weder das mit dem Knoblauch stimmte, noch — ? Das mit dem Rosenberg natürlich, denn er heißt wirklich Roda und war »jahrelang österreichischer Offizier, Reitlehrer und sehr gemäßigt flotter Kerl«. Der diktiere heute seine Schnurren in die Schreibmaschine, wobei es ihm »in der Hauptsache nur auf den Zünder ankommt«.

> Den spitzt er meist so kurz wie möglich zu, weil er besser als der Schwätzer Polonius weiß, daß Kürze des Witzes Würze ist.

Immerhin hätte der Schwätzer Polonius die Vossische Zeitung nicht noch zu folgender Frage mißbraucht:

> Sollte es übrigens unsern Schulmeisterseelen nicht zu denken geben daß *ein Pandurenoffizier* sich durch sprachliche Selbsterziehung ein besseres, *flotteres* Deutsch angeeignet hat, als es die durch Schulaufsätze zum Schreiben verdorbene gebildete Menge bei uns handhabt?

Herr Eulenberg muß vorzügliche Schulaufsätze gemacht haben. Sonst weiß er von den Zügen im Persönlichkeitsbild des Roda Roda, die für die Öffentlichkeit in Betracht kommen, noch den folgenden festzuhalten:

> *Natürlich* ist dieser Spaßmacher im Leben meist ein *starkernster*, würdevoller Kerl, ist dieser leichtfertig erscheinende Herr der zuverlässigste, *ritterlichste* Freund,

(wie schon seit dem Fall Draga Maschin bekannt)

> ist dieser anzügliche Geschichtenerzähler *der treueste häuslichste Ehemann*, der drüben in Amerika *jeden Brief seiner guten Gattin mit gespannter Zärtlichkeit erwartete,* und der *beste, strengste und ehrsamste Familienvater*, der seinem Töchterchen *Maupassant untersagt* und ihr *nach der heiligen Konfirmation* eine gemeinsame Reise mit ihm und der Mutter an die Riviera verspricht.

Nachdem man so erfahren hat, wer Roda Roda, aber auch wer Eulenberg ist, schließt dieser mit einem Blick auf die Vielfältigkeit des Menschentums:

> Derlei Dinge überraschen allein diejenigen, denen es verwunderlich erscheint, *wenn ein Künstler Kurszettel liest* und versteht, oder wenn ein Mädchenschullehrer Paralyse bekommt, oder wenn ein Oberlandgerichtsrat ein hemmungsloser Spieler ist, oder wenn ein empfindsamer Kranker für Gewaltmenschen wie Cesare Bor-

gia schwärmt oder ein Ostiude für gotische Dome und germanische Plastik. Nur einfache Leute finden alles sonderbar.

Und vor allem, daß Herr Eulenberg ein berühmter deutscher Schriftstelle ist, von dem aber auf die Nachwelt kommen dürfte, daß er der Reisekamerad des Roda Roda war, um den sie ihn geradezu beneiden wird, denn einen bessern findst du nit.

* * *

Ich habs immer gesagt

der Buchdruckerkunst ist nicht zu trauen. In feinster Gesellschaft passiert das Folgende und zwar dem Neuen Wiener Journal, das sich doch sonst in solcher zu bewegen weiß. Aber das kommt davon, daß es sich auf Originalbeiträge einläßt, vor denen der Setzer nicht nur wegen der undeutlichen Handschrift, sondern vor allem wegen der Überraschung verwirrt ist:

> ... Beste Wiener Friedensgesellschaft, ein Patronessenkomitee, geführt von unseren Aristokratinnen, eine entzückende jeunesse *d'ore*, die dem Walzer ostentativ huldigt, zugleich aber auch den Schiebetänzen — fast wäre mir *einer* entschlüpft! — nach allen Regeln moderner Tanzkunst in Grazie ihren Tribut zollt.

Man soll dort, wo es auf reelle Arbeit ankommt, die Zeile entgeltlich ist und man ohnehin sein Kreuz hat, keine Witze machen und am allerwenigsten mit den Schiebern. Die »jeunesse d'ore«, die ihr Gold wert ist, mag's treiben, wie sie will, aber wenn einem da mehr als ein r entschlüpft, so könnte die Toilettefrau des Neuen Wiener Journals das Nachsehen haben.

* * *

Aufs Wort

Wie das Wort in meinem Traum die Wirklichkeit erzeugt — »verhaftet« die Pickelhauben und eine Katze eine Katze —, so folgt ihm auch der Traum der Wirklichkeit auf dem Fuße. Die Psychoanalytiker behaupten, zu wissen, was soll es bedeuten, aber sie selbst sind rettungslos in dieser antijournalistischen Kausalität, wo nicht das Ereignis besprochen wird, sondern das Wort sich ereignet, inbegriffen. Daß kürzlich ein katholischer Gelehrter die Vorzüge der Beichte vor der Analyse, die ein Ersatz bei den Andersgläubigen sei, in Anspruch genommen hat, wäre schon eine artige Erfüllung einer Strophe der Psychoanalen. Was hat ihm aber Herr Dr. Stekel geantwortet? Er hat die Vorzüge der Analyse vor der Beichte, die ein Ersatz bei den Katholiken ist, reklamiert, aber zugegeben, daß er »die Bedeutung des religiösen Komplexes hoch einschätze« und oft »die Hilfe eines psychologisch erfahrenen Beichtvaters mit Erfolg in Anspruch genommen habe«. Er habe »sogar viele Leute zur Religiosität zurückgeführt«. Fälle aber, »in welchen trotz der Beichte die erwünschte Erleichterung nicht eintritt«, liegen dann vor, wenn der Konflikt dem, der ihn hat, »unbewußt« ist. Und wenn ein Konflikt unbewußt ist, kann der arme Teufel nicht beichten, sondern muß analysiert werden.

> So kommt beispielweise ein Beamter wegen Schlaflosigkeit, *Lebensüberdruß*, Mangel an Energie und Zerstreutheit in Behandlung. *Er weiß nicht*, daß die Ursache dieser *Verstimmung* eine *unbewußte Liebe zu einer Bürokollegin* ist. Für diese Tatsache ist er blind.

Da sagt es ihm Herr Dr. Stekel auf den Kopf zu,

> er lernt sehen, was er bisher nicht sehen will, und kann auf diese Weise den Konflikt, statt ihn zu *verdrängen*, offen überwinden.

Meistens ist es zwar den Beamten bewußt, daß sie in eine Bürokollegin verliebt sind, aber es kann eben auch vorkommen, daß ein Beamter nicht weiß, was soll es bedeuten, daß er so traurig ist. Wie drückt das nun Herr Dr. Stekel aus, damit alles erfüllt sei, was die Psychoanalen singen und sagen:

> Das Problem wird dadurch kompliziert, daß der sogenannte Nervöse nicht weiß, *wo ihn der Schuh drückt.*

Er muß sich darum in die Behandlung des Mannes begeben, der da im »Traumstück« den Erfolg garantiert:

> Er hat seine Beklemmungen
> und hauptsächlich Hemmungen,
> das gehört doch dazu.
> Hat er eh einen Ekel,
> *so drückt ihn der Stekel*
> *und nicht mehr der Schuh*.

Notizen

Das Prager Tagblatt, hat am 17. Februar das Original des Göckingkschen Gedichtes »Als der erste Schnee fiel« mit der folgenden Einleitung veröffentlicht:

> Wir haben kürzlich an dieser Stelle ein Gedicht »Das Mädchen an den Schnee« veröffentlicht, das uns *der Dresdener Schriftsteller Fiete Fischer* als Nachdichtung von Versen Leopold Friedrich Günther von Göckingks (um 1780) übersendet hat. Eine hierauf bezügliche Bemerkung der Wiener Zeitschrift, »Die Fackel« veranlaßt uns, »den Urtext des Gedichtes wiederherzustellen und unseren Lesern die Entscheidung zu überlassen, ob Göckingk einer Nachhilfe ... bedurft hat.«

Ganz so zur objektiven Entscheidung zwischen Göckingk und Fiete Fischer sollten die Leser des 'Prager Tagblatt' nicht aufgerufen werden, sondern was von der Redaktion verlangt wurde war (Nr. 640 — 648, S. 58) so formuliert:

> Das Mindeste, was sie nunmehr zu tun hat, ist, daß sie diesen (den Urtext) wiederherstellt und ihren Lesern die Entscheidung überläßt, ob Göckingk der Nachhilfe durch die Fiete Fischer bedurft hat.

Immerhin. Und wichtig wie die Rehabilitierung des besudelten Kunstwerks ist die Enthüllung, daß Fiete sozusagen männlichen Geschlechts ist, so daß die Frage: »Was soll man mit dieser Fiete machen ... « insoferne eine andere Antwort verlangt, als die Röcke sich als Hosen herausstellen. Aber in jenem Reich des Transvestitentums — wo Literaten auch den Vornamen »Kole« führen und Mädchen dafür »Gert« heißen — gibt es keine Sicherheit. Auf der Tauentzienstraße in Berlin begegnete ich einer reizenden Dame, wollte mich (wiewohl mich der Franz Servaes als Plagiator sofort durchschaut hätte) ihr mit den Worten nähern: »Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?« und drehte mich auf der Stelle mit den Worten um: »Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt', wer heut der Herr gewesen ist!« Auf dem Strich der Literatur ists umgekehrt, das hab ich an die tausendmal erlebt.

Wenn die Fiete ein Mann ist, so kann er trotzdem eine Literatin sein und daß er es ist, hat sie durch die Umdichtung Göckingks bewiesen. Sie wird schon wissen, warum er Fiete heißt.

* * *

Zuschrift des Verlags an die 'Weltbühne':

8. Februar 1924

> Sie zitieren in Nr. 6 unter »Antworten« eine Stelle aus dem letzten Heft der Fackel, an deren Schluß es angeblich heißt: »Von einem imperialen Pfuscher um Gut und Blut betrogen, gibt Deutschland den Sattel, in den es Bismarck gesetzt hat, einem Mann in Obhut, der gerade darin seine fachmännische Vergangenheit verleugnet und lieber dartut, daß er schon selbst reiten kann, *er holt* sich Rats bei Wunderdoktoren, Tapezierergehilfen und Spenglern, und der Untergang des Abendlands vollzieht sich so, daß es auf ihn hereinfällt.« Stil und Sinn dieses Satzes sind zerstört, denn im Original heißt es: »*erholt* sich Rats«, nämlich Deutschland und nicht Herr Ebert, dem solches ganz und gar fern liegt. Da man sich ebensogut Rats »holen« wie »erholen« kann, so muß der Leser den falschen Sinn empfangen und kann den richtigen gar nicht einmal erraten. Eine weitere grammatische Folge ist noch, daß nunmehr das Abendland nicht auf den Untergang, sondern auf Herrn Ebert hereinfällt, was ja immerhin seine Richtigkeit haben mag, aber doch vom ursprünglichen Gedanken abweicht. Wir ersuchen Sie dringend, die Korrektur vorzunehmen, und müssen Sie mit allem Dank für Ihre so freundliche Absicht bitten, künftighin Zitierungen aus der Fackel lieber zu unterlassen, wenn (was ja auch keineswegs zu verlangen ist) an den Nachdruck nicht annähernd die Sorgfalt gewendet werden kann wie an den Druck des Originals.

Diese Zuschrift wurde ohne den Schlußsatz abgedruckt und dazu etwa gesagt, daß jeder Leser den Druckfehler gewiß selbst bemerkt und den Text des Originals sich wiederhergestellt habe. Das gerade Gegenteil ist der Fall und es besteht eher die Vermutung, daß der Setzer »erholt« für einen Druckfehler gehalten hatte, den er korrigieren zu müssen glaubte.

*

In Nr. 640 — 648, S. 32, Z. 9 statt »Honnaua« Honana; Z. 10 statt »Anturia«: Autaria; Z. 17 statt »Rerehan«: Rerehau; Z. 21 statt »könne und«: könne, und; S. 51, Z. 11 statt »Beys«: Beis; S. 52, Z. 21 statt »tent«: tant; S. 57, Z. 19 v. u. statt »Phädon—Drucke«: Phaidon—Drucke (von denen zur Zeit der Ausgabe des Prospekts bereits sieben erschienen waren, deren erster, im Februar 1923, die Ausgabe der Gedichte Göckingks ist); S. 61, Z. 18 statt »Ach«: Auch; S. 81, Z. 5 statt des Kommas nach »bekannt« ein Strichpunkt; S. 82, Z. 10 v. u. statt »1899«: 1889; S. 145, Z. 9 statt »zur«: zu.

In *Wolkenkuckucksheim*, S. 20, Z. 3, fehlt am Ende des Verses das Komma.

*

Traumtheater, Spiel in einem Akt, ist am 25. April erschienen.

Die Aufführungen haben in Berlin (vom 25. bis 31. März) und in Wien (vom 29. April bis 6. Mai) je siebenmal stattgefunden.

(Den »Techniker« hat von der zweiten Aufführung an für den verhinderten Herrn Jordan Herr Jens Friedrich gespielt.)

*

Am 7. März hat Im Mittleren Konzerthaussaal die Uraufführung der Vertonungen von Paul *Emerich*: »Grabschrift«, »Vor einem Springbrunnen«, »Verwandlung«, »Sturm und Stille«, »Der Siebenschläfer« (für Gesang und Klavier) durch die Sängerin der Staatsoper Frau Felicie Hüni—Mihacsek stattgefunden.

*

Angeregt durch eine in Nr. 404 (Dez. 1914) erwähnte Sammlung, welche die Gründung eines phonographischen Archivs ermöglichen sollte und deren Ertrag dann für invalide Soldaten verwendet wurde, haben sich anläßlich des 50. Geburtstags Freunde der Vorlesungen (an Ihrer Spitze die Herren Fritz Engl und Emil Stein) in der gleichen Absicht liebenswürdig bemüht und mitgeteilt, daß die Gemeinde Wien die Platten samt den Originalen in Verwahrung nehmen würde. Die Sammlung hat bis Mitte Mai den Betrag von K 7.386.825 erreicht. Allen Beiträgern wird hiermit herzlicher Dank ausgesprochen. Sollten die Phonogramme wieder nicht zur Ausführung gelangen — mancherlei Bedenken stehen dem gutgemeinten Unternehmen im Wege —, so würde die gesammelte Summe abermals wohltätigen Zwecken überlassen werden.

*

Seit Mitte Januar wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Notleidenden (Spenden zum 50. Geburtstag: Frau M. W. K 1.000.000 und Dr. O. Sch., Warnsdorf 200 č K) K 1.406.200.

Dem »Haus des Kindes« (Erlös aus Rezensionsexemplaren und Zeitschriften, einem Autogramm, Porti, Spenden, darunter 20 belg. Frcs, 2.65 Gm., 0.30 dänische Kronen, 4.50 č K) K 274.220.

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien und Karten (Atelier Joel —Heinzelmann, Charlottenburg, Verlag R, Lányi) K 545.000, für die unerlaubte Veröffentlichung einer Photographie im 'Interessanten Blatt' K 200.000 und eine Spende von Frl. H. I., Prag 20 č K = K 786.000.

Dem Arbeiterverein »Kinderfreunde« (3. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) K 166.500.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (9. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K 427.500.

Der deutschen Nothilfe, Berlin W 8, Wilhelmstraße 62, für die Bewilligung des Nachdrucks von »Die Welt der Plakate« durch den Bund heutscher Gebrauchsgraphiker, München (100 Gm.) K 1.600.000.

Der deutschen Kinderfreundebewegung in der Tschechoslowakei, für die Bewilligung des Nachdrucks der Verse »Zum ewigen Frieden« durch die Redaktion des »Sozialdemokrat«, Prag (40 č K) K 82.000.

Diversen Zwecken K 282.800.

Der Kinderschutz— und Rettungsgesellschaft (Überschuß aus der Sammlung für das Peter—Altenberg—Grab) K 293.235.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 14., 15., 16., 27., 29. Januar, 17. April, 1. Mai und der Berliner Vorlesungen an die unter den Programm—Notizen angegebenen Zwecke: K 23.016.625.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: K 152.958.827.

Vorlesungen

Wien

Festsaal des Niederösterreichischen Gewerbevereines, 14. Januar, 7 Uhr:

Wolkenkuckucksheim, phantastisches Versspiel in drei Akten, Begleitmusik nach Angabe des Verfassers, Ouvertüre und in den Zwischenakten: Offenbachs »Orpheus in der Unterwelt« (Viktor Junk)«

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 387.770 für die Internationale Arbeiterhilfe, Österreichisches Komitee, 1. Postgasse 7 (Technische Union).

Ebenda, 15. Januar, 7 Uhr:

I. Worte in Versen: Abenteuer der Arbeit / Der Reim / Schnellzug / Der Grund / Jugend / Todesfurcht.

II. Helena (Faust, der Tragödie zweiter Teil, III. Akt) von Goethe. Für die Vorlesung gestrichen: Außer zahlreichen Versen und Strophen Fausts Ansprache an die Heerführer, das Gespräch zwischen Phorkyas und dem Chor über Entstehung und Betragen des Euphorion und die Worte der Phorkyas über die Exuvien. Begleitmusik nach Angabe des Vortragenden.

OOO. Traumstück.

Begleitung: Viktor Junk.

Die Hälfte des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 1.820.625 für Notleidende und für die Internationale Arbeiterhilfe, Österreichisches Komitee.

Auf dem Programm vier von den anläßlich einer früheren Vorlesung zitierten Goethe—Worten über die Helena: Gespräch mit Falk, 21. (?) Juni 1816, Gespräch mit Eckermann, 6 . Mai 1827, Gespräch mit C. Kraukling, 1. September 1828 und Brief an W. von Humboldt, 17. März 1832: siehe Nr. 474 — 483.

Ebenda, 16. Januar, 7 Uhr:

(Wegen stimmlicher Indisposition anstatt »Eine Wohnung zu vermieten usw.«)

Nestroy: Das Notwendige und das Überflüssige. Zugabe: Entree des Herrn von Gundelhuber (mit den bekannten und zwei neuen Zusatzstrophen).

Der volle Ertrag (inkl. Programmerlös): K 3.809.000 für die Internationale Arbeiterhilfe, Österreichisches Komitee, die Bereitschaft (Ortsgruppe Ottakring—Hernals), das Kinderasyl »Kahlenbergerdorf«, die hungernden Kinder in Favoriten (»Societas«, Wien, X. Keplerplatz, Bezirksvorsteher Sigl), das

Elisabeth—Heim für Kriegswaisen, Lehrmädchen und Arbeiterinnen, das Settlement und für den Unterrichtsverband der Arbeitervereine im Gemeindebezirk Landstraße.

»Wenn man so den stillen Beobachter macht«:

Dann komm' ich zur Oper und ich krieg' eine Wut,
Denn da kann ich nur sagen: nein, was sich da tut!
Schon zu Mittag stehn s' da, na warum wissen S' eh:
Am Abend haben die Haifisch' Theater parée.
Ja sehn S', wie der Wandel der Zeit sich beweist,
Da erkennt man so recht den republikanischen Geist:
Sie warten, nicht mehr auf die Hofwag'n, sondern sie stehn
[heut, damit
Sie sehn vom Castiglioni den elastischen Schritt.
Es hat Ihn sehr gefreut, es war sehr schön, er hat g'Iacht,
Wie das Volk so den stillen Beobachter macht.

Die Welt liebt den Lärm und schon in aller Früh
Gehts los und ich denk' mir halt oft: tant de bruit
Pour une omelette, doch in den meisten Fällen, ich wett',
ist am Ende mißraten die ganze Omelett'.
Man sieht kein Ereignis, aber man hört einen Schall
Und wenn s' das Gschrei dann noch drucken, so heißt man's
[Journal.
In der Kunstwelt zum Beispiel, da reißen s' was z'samm':
Der am wenigsten kann, hat die meiste Reklam'.
Ein andrer — na ich red' nix, meine Stimm' is heut schwach:
Es is besser, wenn ich den stillen Beobachter mach'.

Ebenda, 27. Januar, 8 Uhr:

I. Worte in Versen: Silvesterruf an die Welt / In diesem Land / An den Bürger / Das arme Leben / Der Grund / Inschriften: Deutsche Literaturgeschichte; Glossen werden Symbole; Der Vorleser; An einen deutschen Dichter (»Richard Dehmel«); Hugo v. Hofmannsthal; (»Derselbe«); Bahrs Himmelfahrt; Großmann; Im fünfundzwanzigsten Jahr; Im Zeichen des Kreuzes; Christentum; Die Räuber; Mißvergnügte der Republik; Franz Joseph; Umsturz; Wohnungswechsel / Grabschrift / Leben ohne Eitelkeit / Die Schwärmer / Der Siebenschläfer / Schnellzug / Du seit langem einziges Erlebnis / Traum / Du bist sie, die ich nie gekannt / Vor einem Springbrunnen / Nächtliche Stunde / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Zum ewigen Frieden.
UU. Peter Altenberg—Feier:
Rede am Grabe Peter Altenbergs (11. Januar 1919).
Alice *Lach*: Für die, denen es geschah / Hotel—Stubenmädchen / Ein schweres Herz / Die Maus. — Cäcilie *Lvovsky*: Warum sie dieses Dichters Werke so sehr liebt / Theater—Abend / Letzte Unterredung / Im Volksgarten.
Peter Altenberg (»Worte in Versen«).

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 793.680 für die Kinderschutz— und Rettungsgesellschaft (IX. Sensengasse 5).

Saal des Verbandsheimes Mariahilf, 29. Januar, 7 Uhr:

(Veranstaltung der Kunststelle der Deutschösterreichischen Sozialdemokratie.)

Gerhart Hauptmann: Die Weber.

Der volle Ertrag (inkl. Programmerlös): K 4.320.600 für die »Societas« und den Republikanischen Schutzbund.

Berlin

In der »Truppe« (Lustspielhaus), 21. Februar, 8 Uhr:

I. Worte von Charles Baudelaire. — Inschriften: Der Zeit ihre Kunst; Expressionismus; Unterricht; Heine und die Folgen; Den Monarchisten; Die Räuber; Mißvergnügte der Republik. — Etymologie / Es kann kein Zufall sein. Die Ballade vom Papagei. — Er hat sich überanstrengt / Pech. — Inschriften: Bahrs Himmelfahrt; An einen deutschen Dichter (»Richard Dehmel«); Goethe und Hofmannsthal; Glossen werden Symbole; Deutsche Literaturgeschichte; [mit Musik von Mechtilde Lichnowsky] Dichterschule; Schlechter Tausch; Umsturz; Nibelungentreue; Wohnungswechsel (wiederholt).

II. Bunte Begebenheiten / Inschriften: Thyrsigeri ... ; Wiedergeburt; Theaterkritik; Großmann; Satirisches Betrachten / Goetheaffen / Das arme Leben / Du bist so sonderbar in eins gefügt / Jugend / Der Grund / Silvesterruf an die Welt.

III. Die chinesische Mauer.

22. Februar:

I. Börne: Monarchien und Republiken. — Die Republik ist schuld. — Mussolinis Bezähmung. — Aus: Ein Spaßvogel. — Die Bürger, die Künstler und der Narr / Die Zeitung / Nächtliche Stunde / An den Bürger / Inschriften: Naturgewalten; Habgier und Habgier; Im Zeichen des Kreuzes (mit Vorbemerkung); An eine Kriegsgurgel (II); Wilhelm; Schluß! — Post festum.

II. Die letzten Tage der Menschheit: Schlußszene des V. Aktes.

Vorbemerkung:

In Österreich ist ein Gesetz geschaffen worden, das die Zeitungen verpflichtet, bezahlte Notizen als solche deutlich erkennbar zu machen. Sie werden dieser Verpflichtung gerecht, indem sie unter die bezahlten Notizen ein Kreuz setzen.

25. Februar:

I. Carlyle: Die Monarchisten. — Im Untergang / Abenteuer der Arbeit. — Einstellung und Impuls oder Wie macht man das? / Ein von der Duse hinausgeworfener Interviewer / Eine Ebner—Eschenbach—Natur. — Inschriften: Psychoanalyse; Literatur; Im 25. Jahr; Der Vorleser; Wien im Krieg; Genua; Der Bericht vom Tag; Militarismus; Entente bestiale. — Reklamefahrten zur Hölle.

II. Das Denkmal eines Schauspielers.

III. Peter Altenberg / Der Reim / Bunte Begebenheiten / Dein Fehler / Grabschrift / Schnellzug / Todesfurcht.

26. Februar:

1. Raimund: Aus »Der Bauer als Millionäre / Hobellied. Liliencron: Die betrunkenen Bauern. — Peter Altenberg: Die Maus. — Nestroy: Lied von der Chimäre / Lied des Willibald (wiederholt). —, Wedekind: Das Lied vom armen Kind / Die Hunde / Der Zoologe von Berlin. — Karl Kraus: Das Ehrenkreuz. — Wiener Faschingsleben 1913. — Die Ballade vom Papagei.
II. Goethe: Faust II, 5. Akt (mit Musik).

27. Februar:

I. Brief von Rosa Luxemburg mit Einleitung. — Legende / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Der sterbende Soldat / Zwei Soldatenlieder / Alle Vögel sind schon da / Nächtliche Stunde / Offenbach. — Raimund: Aus »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«.
II. Gerhart Hauptmann: Hannele Matterns Himmelfahrt (mit Musik).

1. März:

Shakespeare: Die lustigen Weiber von Windsor.

2. März:

I. Nestroy: Judith und Holofernes.
II. Nestroy: Das Notwendige und das Überflüssige (»Lied von der Chimäre« wiederholt).

3. März:

I. Carlyle: Revolution. — Metaphysik der Haifische.
II. Tod und Tango / Eros und der Dichter / Hypnagogische Gestalten / Leben ohne Eitelkeit / Vor einem Springbrunnen / Der sterbende Mensch / Unter dem Wasserfall.
III. Goethe: Helena (mit Musik).

5. März:

Literatur oder Man wird doch da sehn. Magische Operette in zwei Teilen.

6. März :

Nestroy: Lumpazivagabundus.

9. März, 3 Uhr:

(Anstatt »Die Weber«) Die letzte Nacht.

21. März, 8 Uhr:

I. Die Republik ist schuld. — Etymologie. — Bunte Begebenheiten / Hypnagogische Gestalten. — Nestroy: Lied von der Chimäre. — Raimund: Hobellied. — Wedekind: Die Hunde. — Nestroy: Lied des Willibald. — Nach Nestroy: Sich so zu verstell'n ... (2 Strophen) / So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt (4 Strophen). — Inschriften (mit Musik): Dichterschule; Das 7. Gebot; Prestige; Schlechter Tausch; Nibelungentreue; Umsturz; Wohnungswechsel. Nach zwanzig Jahren.
II. Die letzten Tage der Menschheit: Schlußszene des V. Aktes.
Begleitung am 21., 26., 27. Februar, 1., 2., 3., 5. und 6. März: Theo Buchwald.

Ein Teil des Ertrags: 300 Gm. = K 4.800..000 für die Internationale Arbeiterhilfe, Berliner Komitee.

Die Berliner Presse. machte von dem Theaterrecht auf Freikarten so ziemlich für jede der zwölf Vorlesungen Gebrauch, referierte aber, wenngleich in größter »Aufmachung«, fast ausschließlich nur über die erste. (Die meisten Blätter verschwiegen die Veranstaltung durch die »Truppe« und stellten den Vorleser als Gast des Lustspielhauses hin.) Das Auslagenarrangement der balkendicken Titel wie

> Karl Kraus liest vor. Karl Kraus predigt. Der Fackel—Kraus in Berlin. Karl Kraus als Karl Kraus. Karl—Kraus—Theater

deckt in Enthusiasmus und Herabsetzung eine so grauenhafte Leere des geistigen Urteils, daß ein Versuch, den Beweis durch Reproduktion zu führen, mit einer Langwelle beladen wäre, die sich selbst dem archivtreuesten Leser der Fackel durch keinen Kommentar erleichtern ließe. Der Versuch wäre auch dann unmöglich, wenn die Anschauung von der Wesenlosigkeit dieser Geistesregion nicht schon durch die Zitate der Aufführungskritiken hergestellt wäre. Die gräßliche Fixigkeit, die einen Angriff »durch den Kakao ziehen« nennt, hat auch den Ausdruck: »da gab es Pflaumen gegen ... « und sagt eben diesen »Pflaumen« nach, daß sie »witzig bis zum genialen Funken sein konnten«. Das war im 'Vorwärts' der Fall, der sich, unter dem frechen Titel »Karl—Kraus—Theater«, wie immer am unwürdigsten aufgeführt hat. Er erblickte — unter allen Vorwänden phrasenhafter Anerkennung — einen Widerspruch darin, daß einer ein lyrisches Gedicht vorlas, »so sehr er eben noch gegen die 'Goethe—Affen' losgewettert hatte«, und log die Tatsache, daß ein einziger Schwachkopf den Saal vor Schluß verließ, was kaum einer außer den Sitznachbarn bemerkte, zum Trost um:

> Wenn eine Leidenschaft, gar eine sehr temperamentvolle, bejaht oder verneint, muß sie es als Selbstverständlichkeit hinnehmen, daß sich das Theater *in zwei Parteien spaltet*. Die Klatscher und Jubler *behielten die Oberhand*.

Daß aber Reporter lügen müssen, nehme sogar ich noch immer nicht als Selbstverständlichkeit hin. Den ganzen revolutionären Inhalt dieser zwölf Abende, den doch ausschließlich »Jubler«, wie sie wohl noch kein Berliner Vortragssaal gefaßt hat, miterlebt haben, erschöpft das Organ der Berliner Sozialdemokratie in der Feststellung, daß es »Pflaumen gegen verflossene Kaiser« gegeben habe. Diesem Niveau entsprechend, an das der künstlerische Inhalt erst recht verschwendet schien, waren auch die Arbeiter einer für sie eigens angesetzten Wiederholung der großen Szene aus den »Letzten Tagen der Menschheit« ferngeblieben, ja die »Weber«, zu denen eine unfähige Organisation geworben hatte, mußten gar durch ein anderes Vortragsstück ersetzt werden. Die Jugend, die diese zwölf Vorträge zu einem einzigen Fest gestaltet hat, schämte sich, in dieser Ebert—Welt mir zu begegnen, in der das revolutionäre Temperament vor der Alleinherrschaft der zeitungs—bürgerlichen Schablone weit kläglicher versagt als unter dem Druck der militärischen Despotie. Eine Untersuchung für sich würde das Verbrechen der Meinungsmacherei an dem Fall einer Feuilletonkorrespondenz verdienen, die aus etlichen Schmierkritiken je einen Satz herausnimmt und auf diese Art einen Artikel »Karl Kraus als Vorleser« für dreihundert Provinzblätter zusammenstoppelt, in welchem der Kerl den gestohlenen Sätzen einen Akzent imputiert, der ihm verbindende Frechheiten eigener Faktur ermöglicht. So verwendet er den vom' Vorwärts' bemerkten Widerspruch folgendermaßen:

> Eben muß es sich Hofmannsthal gefallen lassen, als »Goetheaffe« *vorgenommen* zu werden; einige Minuten später *wandelt* Kraus selbst *auf den lyrischen Pfaden des Olympiers*

— den Widerspruch zu den »Goetheaffen« bildet das Gedicht »Jugend« —

> versteckt schamhaft seine zeitzuckende Seele, weiß nicht mehr, *wen alles er Mörder genannt hat* in seinem »Silvesterruf an die Weit«.

(Der später kam.)

> *Hier klafft eine Diskrepanz von Imponderabilien,* die dem Begeisterten im Publikum nicht auffällt, die aber dem *feindlich Eingestellten* ein *skeptisches Lächeln* oder gar eine stärkere Temperamentsäußerung entlockt. — — *Wer im Glashause der Dichtung selbst sitzt ...*

Kann noch immer Steine nach Trotteln werfen. (Richtiggehende Ponderabilien, ganz ohne Diskrepanz.) Der im 'Vorwärts' hatte von einem »dialektisch stark österreichisch gefärbten Vortrags—Theater« gesprochen (worunter der Berliner bekanntlich den Mangel an stark preußisch gefärbtem Dialekt versteht). Das führt der andere so aus:

> Wenn jemand seine eigenen Schriften liest — — sieht man ihm den heimatlichen Dialekt gern nach, ja *erfreut* sich vielleicht noch besonders *darüber*. Aber Kraus *singt* ja auch, und zwar *Couplets* — —

Und »möchte sich auch« als Gestalter von Shakespeare, Nestroy, Liliencron, Wedekind erweisen, was natürlich, speziell bei Nestroy, schon gar nicht geht. Was den Erfolg betrifft, so waren es »Abende« an denen der Vortragende

> seine Anhänger zum Beifallssturm entfesselt, seine Gegnerschaft *leidenschaftlich protestierend, auf den Plan ruft.*

Und dies, weil am ersten Abend einer fortgegangen war. In dreihundert Provinzblättern aller Parteirichtungen wird es gedruckt. Da hauptsächlich die trübe Quelle des 'Vorwärts' verwendet ist, besteht der Verdacht, daß es sich um keinen Diebstahl einer Wertsache handelt, sondern daß der Schmock selbst im journalistischen Nebenamt seiner in der Redaktion noch gebändigten Frechheit die Zügel schießen ließ. Und was wäre bei diesem 'Vorwärts' nicht möglich, dessen Hauptkritiker von einem bürgerlichen Ausruferblatt als Gerichtssaalreporter nach München geschickt wurde.

Aber ein Spezialwort des Gedenkens verdient doch der Alfred *Kerr*, der, ehe er das Schwiegervaterland verließ, um nach Kalifornien zu gehen, sich noch in voller Unbefangenheit als Vertreter des Berliner Tageblatts dem literarischen Publikum der ersten Vorlesung präsentiert hat, als ob nicht gerade an dem Tage ganz Berlin schon gelacht hätte. Ich habe ihn seinerzeit durch den Nachdruck eines Angriffs gegen mich unschädlich gemacht. Heute, wo er wesentlich abgeklärter über mich denkt, verdient er, noch immer den Nachdruck — bei vollem Verzicht auf die Möglichkeit, diesem zur Korrektur der Eindrucksfälschung ein Pendant enthusiastischer Reportage entgegenzustellen:

Karl—Kraus—Vorlesung

Lustspielhaus

I.

Neugier empfand ich, Kraus in seiner heutigen *Thersituation* zu sehen. Er hatte mich *gestern*, am Lützowufer war es, *besucht* — als Mitarbeiter derselben Breslauer Zeitung. *Gestern*; das Leben lag dazwischen. *(Schiller: pfeilgeschwind.)*

II.

Indessen Krach; Abgrenzung. Innen, bei mir, mit *Lächeln*. Er sagt jetzt *wahrhaftig* ein Gedicht, worin er schon zurückschaut. *Auf die Wolter* ... und so. *Das liegt mir gar nicht.*
Sonst wirkt sein Vortragsabend mild. *Liebenswert*. Weit mehr *vergnüglich* als *angrifflich*.

III.

Kraus liest besser, als er sich liest. Sein *betriebsamer Weltekel*; die *emsige Menschenscheu*; die *Litfaßsäulen—Abseitigkeit* — das tritt zurück vor etwas beinah Geselligem: wenn sich der Vortragende bei Applaus gern dankend erhebt.
Er spricht weder wie ein Berufskünstler noch wie ein Dilettant. Sondern wie ein Privatmann mit Stimme — der eindringlich vorzutragen weiß. Ein *Trompethiker*.
Manchmal sagt er *gewissermaßen Verse,* singt melancholisch— hübsche Couplets, langwierige darunter, gibt ein ulkiges Gedicht über Salzburg ... und *sucht* in hellem Pathos mit recht akzentuierten Akzenten den *Dank der berufsmäßig gehaßten Welt.*

IV.

Die *»Chinesische Mauer«, Kulturschmuß*, versagt — gegen *halb elf Uhr*. In dieser Reihenfolge zu spät.
Vieles bei Kraus kommt minder aus dem Drang nach Größe ... als um die Abwesenheit von Kleinlichem darzutun.
Als strebend Bemühter wird er erlöst.

V.

Am Beginn: ein Kriegsruf gegen die Presse, von Baudelaire. Sein eigner Kriegsruf. (Es ist *etwa so starkgeistig* — wie wenn jemand alle Eisenbahn—Unfälle triumphierend feststellt, um zu erklären: »Ich bin gegen die Eisenbahn«.)
... *Ein oft anregender Abend.*

Alfred Kerr

Und solche Fratzenhaftigkeit, die ihr Mündchen spitzt und in einen Orkan pfeift, solcher Wutanfall, der sich zum Lächeln entschließt, solch vergnügliches Trauerspiel in fünf Akten vermeint wirklich sich gegen die Ergriffenheit einer Jugend hörbar zu machen und gegen eine Wirkung, die unter allen Umständen, selbst wenn es solche Abwehrversuche nicht gäbe, tiefste Verachtung für die journalistische Existenz bedeutet. Dies und nichts anderes ist der Dank, den ich im Vortragssaal »suche«, und daß mir ihn nicht die »berufsmäßig gehaßte Welt« abstattet, wie Herr Kerr eben dieser vorschwindeln möchte, sondern eine Welt, die sie im Einklang mit mir haßt, beweist jedem, der nicht berufsmäßig lügt, ein Blick auf jedes meiner Auditorien. Die »Chinesische Mauer« Kulturschmuß; und versagend! (Weil um halb elf Uhr sie und ein Abend schloß, der um halb neun begonnen hatte.) Wenn das ganze Lebens-

werk des Herrn Kerr so versagt hätte, wie an diesem Abend eine Zeile der Chinesischen Mauer, wahrlich, er hätte ein moralisches Postament für seine Frechheit. Daß die Wolter Herrn Kerr nicht liegt, ist gewiß bedauerlich für die Wolter. Aber wenn ich im Gedicht »Jugend« »schon zurückschaue«, so sind seine Rückblicke von einer viel stärkeren dichterischen Phantasie gelenkt, so daß der flüchtige Leser die Vergangenheit als greifbare Gegenwart empfindet. Herr Kerr datiert sicherlich nicht ohne feinere Absicht einen Besuch, der, wenn überhaupt, sich im Jahre 1897 zugetragen hat, von »gestern«. Natürlich nur eine dichterische Wendung, aber der Fachmann wird darüber staunen und der Laie sich wundern, daß ich am 20. Februar 1924 den Herrn Kerr besucht habe. Er scheint indes ein noch besseres Gedächtnis zu haben als ich, der nur weiß, daß ich mit ihm nie, auch nicht 1897, in einer andern persönlichen Verbindung gestanden bin, als daß ich ihn einmal, vor der scheußlichen Gerichtsverhandlung, durch die er den greisen Musikschriftsteller Tappert um sein Brot brachte, einen Moment sah und dann angewidert nicht mehr kannte. Das nennt Herr Kerr »Krach«, wo es doch tatsächlich nur »Abgrenzung« war, zu der er ja »innen« gelächelt haben mag. (Schiller: pfeilgeschwind): das ist auf die sympathische Art des Herrn Kerr angedeutet, daß zwischen dem »Besuch« und der Vorlesung immerhin Jahre geflohen sind. Ich möchte aber, wenn man da von Beziehung sprechen kann, nicht untersuchen, wer das Mädchen und wer der Knabe war, der sich doch also gar nicht losreißen mußte, um den Antikorruptionisten, der einen fast Achtzigjährigen im Gerichtssaal angefallen hat, greulich zu finden. Was meine Litfaßsäulen—Abseitigkeit anlangt, so bleibt es natürlich jedem Preßköter unbenommen, seine Notdurft an ihr zu verrichten. Das haben sie, zwischen begeistertem Gebell, das mich nicht minder unbewegt ließ, in Berlin gründlich besorgt: Angehörige eines Berufs, der vorn und hinten und überall das inhaltsschwere und eine ganze Kultur bezeichnende Wort »Mampediktiner« trägt. Wenngleich nun Baudelaire es an Starkgeistigkeit mit ihnen gewiß nicht aufnehmen kann — *ich* bin wirklich gegen die Eisenbahn; das heißt gegen die, die nach Berlin geht.

Wien

Großer Konzerthaussaal, 17. April, 7 Uhr:

300. Vorlesung

I. In diesem Land. — Richard Wagners Sehnsucht nach Wien. — Der Räuber rühmt den Wächter. — Aus: Ein christlicher Dreh. — Couplet des Schwarz—Drucker. — Inschriften: Im Zeichen des Kreuzes; Nibelungentreue; Umsturz; Wohnungswechsel; Die Räuber; Mißvergnügte der Republik; Wilhelm; Schluß!; Deutsche Literaturgeschichte; Dienst der Kunst; Der Vorleser. — Der Neger (Oktober 1913).

II. Vorwort. Prozeß Veith (geschrieben Oktober 1908; gekürzt).

III. Etymologie. — Definitionen / Vorwort. Bunte Begebenheiten / Der Grund / An meinen Drucker (Georg Jahoda zum 60. Geburtstag) / Jugend / Fünfundzwanzig Jahre / Nach zwanzig Jahren (April 1919).

Ein Teil des Ertrags. (inkl. Programmerlös): K 3.812.050 für eine Schwerkranke zur Anschaffung eines Fahrstuhls, für andere Notleidende und die Blindenwerkstätte »Typhlos« (Wien, XIX., Rudolfinergasse 12).

Auf dem Programm:

Die letzte in Wien abgehaltene Vorlesung am 29. Januar 1924 war die 287. In Berlin haben — im Rahmen von Berthold Viertels »Truppe« — zwischen 21. Februar und 21. März 12 Vorlesungen stattgefunden. Die heutige ist die 185. *Wiener* Vorlesung.

Vorwort zu »Prozeß Veith«:

Nach den sensationellen behördlichen Ausschweifungen dieser Saison und nachdem es bis zum Erbrechen klargestellt ist, daß sich die unwahrscheinlichste und österreichischeste Einrichtung dieses Staates, jene Sittenpolizei, die jeglicher Unsittlichkeit Herr werden kann, nur nicht derjenigen, die von ihr selbst ausgeht — daß sie sich also aus der Monarchie wohlbehalten in die Republik gerettet hat und wahrscheinlich noch im Zukunftsstaat ihr Auskommen finden wird — da es ja keine politische Revolution geben kann, die den Bestrebungen des erotischen Spießbürgertums ernstlich nahetreten möchte —: rebus sic stantibus ist es an der Zeit, die vor 16 Jahren entstandene Betrachtung zum Prozeß Veith darzubieten. Man wird an ihr eine furchtbare Aktualität wahrnehmen, und erkennen, daß sich in diesem Hausmeisterstaat, mag er auch die Hausmacht verloren haben und noch so parterre sein, in Dingen der Menschlichkeit und also jener Amtlichkeit, die außerhalb ihrer waltet, nichts verändert hat, und wenngleich es mit den viribus unitis dieser Staatspotenz nichts mehr auf sich hat, so kann man doch sagen, daß ut desint vires, tamen est laudanda voluntas und daß diese vor der Welt so fragwürdige Autorität noch immer gegen die Chambres separées eine starke Hand bewährt. Man wird aber auch sehen, daß aus dem Arsenal, das ich ehedem gegen sie errichtet habe — in jener Zeit, da ich meine Razzien gegen die Sittenpolizei durchführte —, heute sämtliche Waffen jener libertinischen Publizistik bezogen sind, die mir ein nicht minderes Greuel ist als der Lebenshaß einer naturwidrigen Polizeimoral.

Als Vorwort zu »Bunte Begebenheiten« wurde »Das Ereignis« (S. 126 [1]) ohne den Schlußsatz gesprochen.

Neuer Saal der Hofburg, 1. Mai, halb 8 Uhr:

(Veranstaltung der Kunststelle.)

I. Nestroy: Judith und Holofernes. (Mit den bekannten und einer neuen Zusatzstrophe.)

II Nestroy: Das Notwendige und das Überflüssige. Begleitung: Viktor Junk.

Der volle Ertrag (inklusive Programmerlös): K 3.272.900 für das Israelitische Blinden—Institut Wien, Hohe Warte.

»Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach«
(Motiv: Biblische Wunder):
Lebt einer in dem Land schon ein halbes Jahrhundert,
Da wär's wohl ein Wunder, wenn den noch was wundert.
Nicht genannt soll er wer'n, schweigt ihn tot bis ans End',
So hieß es im alten, im neuen freien Testament.
Was dort steht, das is wahr,
Bis in hundert Jahr.
Und sie haben ein Vierteljahrhundert bereits
Obgleich unentgeltlich, mit ihm halt ein Kreuz.
Doch finden außer diesem Zeichen noch statt

1 Seite 96 # 12 in dieser Ausgabe

Auch Wunder — denn es wendet sich plötzlich das Blatt.
Es verschlägt mir die Sprache, stumm preiset den Herrn:
Denn jetzt reden die Stummen — genannt soll er wer'nl

Zu den Zeichen und Wundern, die jetzt geschehen, müssen auch solche in Brünn treten, das ist weiter kein Wunder. So hat der Brünner Kritiker, der gelegentlich der Aufführung der »Letzten Nacht« exzediert hat und unter anderem darüber ungehalten schien, daß mein Katarrh stärker war als der Besuch und größer als der Fassungsraum des Brünner Theaters, der wieder, wie ich schrieb, den des Brünner Kritikers übertraf, — so hat er mir also beweisen wollen, daß er doch mein alter Verehrer sei, und in einer Akademie der Brünner Volkshochschule aus meinen Schriften vorgelesen. Einige darob erzürnte Leser der Fackel haben die Leitung der Brünner Volkshochschule auf die Fragwürdigkeit des Falles aufmerksam gemacht und mit einer Abschrift des Tadels dem Verlag mitgeteilt, daß es dem Vorleser, der ehedem bei aller Begeisterung für die »Letzten Tage der Menschheit« in diesen auch »manch billigen Jargonwitz« gefunden hat, gelungen sei, »aus Monumentalszenen wirklich billige Jargonwitze zu machen«. Mag dem wie immer sein, das Programm, in dem die Vorlesung Platz fand, ist so wertvoll, daß es mit ihr versöhnt. Die Akademie der Volkshochschule Brünn brachte nämlich unter anderen nach Mozart, Lissauer, Smetana, Felix Dahn, Puccini, Werfel und Walter von der Vogelweide auch den 2. Monolog aus der »Jungfrau von Orleans« und schloß wie folgt:

13. K. Kraus: »Die letzten Tage der Menschheit« J. Gajdeczka.
14. »Stoansteierische G'schichten«. Th. Hartwig.

Ich grolle nicht.

* * *

Daß Verehrer zudringlich werden, ist keine Rarität, aber daß sie dreist werden, eine Neuerung. Im letzten Heft war gegenüber der Meinung eines wohlmeinenden Musikers meine bessere zugunsten der *Lichnowsky*schen Inschriften—Musik ausgesprochen. Nun meldet sich der »Fachmann« — ein vollgültiges Beispiel in der entzückenden Fachmännergalerie, die Mechtilde Lichnowsky selbst schriftstellerisch gezeichnet hat — und besteht auf seinem Schein, von dem er überzeugt ist, daß er nunmehr auch mich getrogen habe. Denn es ist geschehen, daß in der letzten Vorlesung zwei der Inschriften, die ich öfter mit der Musik vorgetragen hatte, ohne diese (wie auch schon vorher einmal) dargeboten wurden. Ob diese Entschließung programmtechnisch oder in meiner Laune begründet war, geht natürlich keinen Hörer etwas an. Dieser eine aber kann seine »freudige Befriedigung« nicht unterdrücken, und nicht bloß weil er selbst eben mit der »gräßlichen Lichnowskyschen Musik« verschont geblieben ist, sondern weil es nun evident ist, daß ich, »wenngleich« ich im letzten Heft eine Rehabilitierung dieser Vertonungen »versuche«, nunmehr alles eingesehen habe, und weil man »die Weglassung der Musik also geradezu als eine Tat künstlerischer Selbstbesinnung begrüßen kann«. Nun gestehe ich ohneweiters, daß mich die Möglichkeit solcher Deutung seitens eines unter zweitausend ohneweiters bestimmt hätte, auch am 17. April »Umsturz« und »Wohnungswechsel« mit der Musik vorzutragen. Daß mich aber die Aversion eines unter zweitausend, stärker als meine Empfindung und die Begeisterung eines Saals, so sehr erschüttert hatte, daß ich — und nachdem

ich noch einen Versuch der Verteidigung gemacht habe — mich reuig entschloß, auf die Musik zu verzichten: das ist schon ein Gedanke von so mausihaften Dimensionen, daß man nur nach einer dem Fachmann zuwideren Originalmusik glauben kann, man sinkt in die Erd'. Dabei hat der Unwiderstehliche den Einfall, den jede Müßigkeit und jede ungebetene Anstelligkeit zudeckenden Namen der Erfinderin zurückzugeben und von einem »musikalischen Mausi [1]« zu sprechen, und die weitere Keckheit, zu erklären, daß »dieses« mich »zu einer Ihnen nie zugetrauten Geschmacksverirrung verführt« habe, nämlich — einmal vor der Reue — zur Wiederholung des gesungenen Epigramms »Wohnungswechsel«. Meint, solches sei noch viel ärger als die »oft gerügte und wohl kaum auszurottende Geschmacklosigkeit, wenn Sänger im Konzertsaal ein beliebtes Lied über Verlangen des Publikums wiederholen«; denn in meinem Fall werde »doch nur der politisch orientierten Pointe zugejubelt«. »Glauben Sie ernstlich«, daß der stürmische Beifall der Musik gilt? »Wenn aber nicht die Musik, sondern Ihr Wort und Vortrag die tosende Zustimmung auslöst: wie kann man einem Saal zweimal dieselbe Pointe zurufen? Und warum haben Sie dann den »Sterbenden Soldaten« nicht auch immer a tempo wiederholt?« Da kann man nur, wenn man sich vorstellt, daß einem so etwas von einem Verehrer ins Gesicht gesagt wird, mit einem lauten und vernehmlichen »Weit gebracht« antworten. Ich glaube an nichts so ernstlich wie an die Autorität anonymer Briefschreiber. Nur daß ich diesem da ausnahmsweise versichern kann, daß die Wiederholung von Liedern im Konzertsaal — sie mag von den Fachmännern noch so oft »gerügt« worden sein — keine Geschmacklosigkeit, sondern eine Naturnotwendigkeit ist, die der große Laie Publikum weit besser spürt als jeder einzelne Fachmann, der in ihm Platz hat. Ferner glaube ich ernstlich, daß es die Musikbegleitung ist, die die Wiederholung von »Wohnungswechsel« (die ich sogar in den Programmnotizen verzeichne) erzwingt. Natürlich in Verbindung mit der »politisch orientierten Pointe«, nämlich in einem furiosen Zusammenschluß von einer karmagnoleartigen Wirkung, wie sie ganz gewiß noch nie ein politisch Lied über eine Saalhörerschaft vermocht hat. Wohl könnte man einem Saal zweimal dieselbe Pointe, unbedeckt von Musik, nicht zurufen. Des zum Beweise brauchte der anschlägige Kopf nicht den »Sterbenden Soldaten«, der keine politisch orientierte Pointe hat, heranzuziehen, sondern besser gleich den musiklosen Vortrag von »Wohnungswechsel«, der ihn als eine Tat künstlerischer Selbstbesinnung befriedigt hat. Wer spürte nicht von außen, daß eine Wiederholung des gesprochenen Epigramms »Wohnungswechsel« nach dem stürmischesten Beifall an eine kalte Sphäre stieße, während das Dacapo der von der Musik getragenen »Pointe« eine Steigerung bringt. Aber wer würde einem fachmännischen Ohr mit den Gesetzen der Theaterwirkung kommen und ihm plausibel machen wollen, daß es keine theaterfremdere Frage geben könnte als die, ob ich denn glaube, daß »die Musikbegleitung so *schön* ist, daß der Wunsch nach mehrmaligem Hören so stürmische Formen annimmt«. Da er sie in der Tat annimmt, wenn die Musik dabei ist, und weit mehr als wenn sie nicht dabei ist, so muß wohl die Musik ganz jenseits der Fachmannfrage nach ihrer »Schönheit« ihren lebendigsten Anteil daran haben. Und wie sollte sie auch nicht. Da könnte ein ganzer Saal von Fachmännern mir opponieren, ich würde doch behaupten, daß eine dem Sturm der Versworte angepaßtere Musik nicht geschrieben werden könnte als die zum »Wohnungswechsel«, daß Hinreißenderes als die Vertonung der einen Zeile »beim Weltgericht« und der letzten Parallelzeile nicht denkbar ist. Der Fachmann möge getrost zwischen der »Banalität des furchtbaren 'Bananen'—Schlagers und des 'Wohnungswechsel'«

1 s. Heft 608 »Berliner Monologe« in # 07 »Großmann, der Herzensdieb«

Vergleiche ziehen: vielleicht belehrt ihn ein tieferer Fachmann, daß selbst im furchtbaren »Bananen«—Schlager ein Einfall waltet, der eben diese Deckung mit einem Zeitbedürfnis, ohne die wohl die furchtbare Weltwirkung nicht möglich wäre, bewirkt hat. Aber wie dem immer sei und ob hier nur eine grausige Ödigkeit ans Zeitohr gefördert schiene, die Fachmänner mögen, wenn sie sich auf mein Gehör schon nicht verlassen können, getrost von meinen Irrtümern auf meine wesentliche Unzulänglichkeit schließen. So einer begeht die krasse Inkonsequenz, sich meiner Besserung zu freuen und mir trotzdem noch die Wiederholung der Musik vorzuwerfen, nachdem ich doch sogar schon auf deren einmaligen Vortrag verzichtet habe. Ich kann ihm gar nicht beredt genug sagen, wie leid mir die Unterlassung tut und daß sie nie mehr vorkommen wird. »Gerade Sie, der Sie doch Gesamtkünstler genug sind, um zu einer Wortgestaltung die vollkommen angemessene musikalische Formung zu finden, mußten die musikalische, ästhetische und künstlerische Unmöglichkeit dieser Vertonungen doch als Erster spüren.« Und was nun, wenn der Gesamtkünstler sie nicht nur nicht spürt, selbst als Letzter nicht spürt, sondern sich beim musiklosen Vortrag geradezu musikverlassen vorkam? Wenn er diese Musik, wie immer sie fachmännisch gewertet werden möge, für den absolut genialen Einfall hält, der von dem grundsätzlichen Verneiner der Musikbedürftigkeit der Wortlyrik eben hier als ein satirisches Plus empfunden wird? Wenn er glaubt, daß vor nichts, wozu sich diese Frau geistig und seelisch entschließen könnte, Taten und Meinungen der Fachmänner standhielten, ohne sich ins ewig Mausihafte zu verflüchtigen? »Wollen Sie nicht die Güte haben, über diese Fragen in der Fackel ausführlicher zu sprechen, da es doch aufschlußreich wäre, *Ihre scheinbar geänderte Ansicht* würdigen zu lernen!« Ich hatte die Güte.

* * *

Zuschrift eines Blattes, auf dessen Titelseite ein Hakenkreuz steht:

Wien, am 21. Februar 1924

> Wir gestatten uns mit gleicher Post Ihnen eine Probenummer unserer wöchentlich erscheinenden Zeitschrift »Deutsche Hochschulzeitung« zu übersenden und sprechen die höfliche Bitte aus, mit uns in Tauschverkehr zu treten.
> Wir hoffen, daß Sie an den von uns gebrachten Artikeln und Notizen das gleiche Interesse haben werden, wie wir für Ihre gesch. Zeitschrift und empfehlen uns in dieser Erwartung

Könnte ich nicht sagen.

* * *

Zuschrift:

> » Die letzten Tage der Menschheit« behandeln in einer Szene die Veränderung, die ein erhabenes Gedicht im Munde von Repräsentanten des Volkes der Dichter und Denker erfährt. Nachfolgende Variation desselben Gedichtes wurde in einer Versammlung des Bundes der Landwirte im Jahre 1894 gesprochen:
>
> In allen Börsensälen ist Ruh
> Von den Kindern Israels findest Du
> Kaum einen Hauch.
> Da drüben sind noch einige Schreier
> Aber warte nur, Abraham Mayer
> Balde ruhest Du auch.

Also dreißigjähriges Jubiläum eines Rülpses. Man kann sich die nicht endenwollende Heiterkeit des Kreises ausmalen, dessen Mitglieder wohl zum überwiegenden Teil nicht wußten, welches Dichterwort zu dieser Wirkung herhalten mußte. Gewiß, was den Ochsen und Schafen durch den Kopf geht, ist beiweitem nicht so tierisch wie das Gefühlsleben der Landwirte, die sie haben, und es ist zu merkwürdig, daß die Sterzfresser aller Berufe von jeher am meisten fasziniert von der Möglichkeit waren, ihr abdominales Behagen just dem zartesten Abendhauch deutscher Dichtung entgegenzustellen. Was die Franzosen doch immer verbrochen haben mögen, der Umstand allein verbessert wesentlich ihre Position vor dem Weltgericht, daß unter ihnen der letzte Spießer nicht imstande wäre, ja daß es ihm gar nicht einfiele, seine Pranke an einen Edelbesitz der Nation zu legen.

Die letzten Tage der Menschheit

die als das einzige österreichische Buch beim Kongreß der »Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit« in Washington ausgestellt waren, finden nun auch im Ausland allmählich jene Beachtung, welche dem Werk von der vaterländischen und deutschen Presse in dem berechtigten Vertrauen entzogen wurde, daß es sich hier um eine auch ohne sie in der Welt vorhandene und durch sich selbst notorische Tatsache handle. Von den in der letzten Zeit erschienenen.Besprechungen verdienen außer einer in 'The Literary Review' (New York): »A Notable War Book« von Oswald Brod die der tschechischen Presse hervorgehoben zu werden, die auch in ihrem politischen Inhalt, als Auseinandersetzungen mit dem alten und dem neuen Österreich, genug dokumentarischen Wert haben, um übersetzt zu werden in die Sprache, in der leider Gottes der Kriegsruf erscholl, zum zehnten Jahrestag des größten Verbrechens, das je das Antlitz der Schöpfung entehrt hat.

'Ceske Slovo', Otakar Fischer:

Die letzten Tage der Menschheit

> So betitelt sich eine fünfaktige Tragödie des bekannten Wiener Schriftstellers K. K., die mit einem Vorspiel und Epilog versehen, unlängst im Fackelverlag als umfangreicher Band in zweiter Auflage erschien. — Über die Grundzüge des großen Werkes, das bereits 1915 begonnen wurde, wurde bei uns schon anläßlich der Rezitationen des Verfassers geschrieben. Das Werk erweckte auch Interesse, als dessen Epilog an der hiesigen deutschen Bühne nicht zur Aufführung kam, da diese von nationalen Elementen hintertrieben wurde. Aber wovon bei den sicherlich zahlreichen Analysen der heftigen antiösterreichischen und antipreußischen Invektiven K.'s noch nicht die Rede war, das ist der aktuelle Wert dieses Werks für die Psychologie der tschechischen Politik, für die Begründung des tschechischen Abwehrkampfes. Gerade die Angehörigen einer Nation, die Jahrhunderte hindurch in Wien ihren Verfolger und Würger sah, können aus eigener Erfahrung den dokumentarischen Gehalt dieses Buches (ich sage »Buches«, keinesfalls »Theaterstückes«) bezeugen, welches die rücksichtsloseste

Abrechnung mit den Habsburgern und Hohenzollern enthält, die je geschrieben wurde.

Für lange Zeit gewann unter der Suggestion der Krausgegner die Ansicht Raum, daß die Fackel nichts mehr bedeute als eine Sammlung von Tratschereien und Sottisen und daß der Autor zu den einflußreichen Wiener Tagesblättern die Stellung eines abgewiesenen oder rachsüchtigen Individuums einnehme, das lieber ein Mitarbeiter wäre. Man übersah die eigentliche Grundlage der haßvollen und ironisierenden Angriffe, man verschwieg das tiefe Ethos, das K.'s Gegnerschaft motiviert, unterschätzte die stilistische Virtuosität, die kein bravouröses Spiel mit Witzeleien und Reimgeklingel darstellt, sondern in der Ehrfurcht und Liebe zu Gedanken und zu ihrem künstlerischen Ausdruck in der Muttersprache verankert ist. Nachdem heute die historische Wirklichkeit den strengsten Diagnosen und pessimistischen Prophezeiungen K.'s auf so grauenvolle Weise Recht gegeben hat, erkennt man K.'s richtigen Platz, erkennt man seine Sendung als eines tragischen, weil sittlich entrüsteten Satirikers und Warners. Und man erkennt, daß K. vielleicht die einzige geistige Großmacht bedeutet, die jemals in der Habsburgerresidenz zuhause war. Der Stadt Wien erstanden in der deutschen Literatur viele Gegner; namentlich diejenigen, die in der Stadt der Fackel wirkten, schärften ihr Auge für den Niedergang der Stadt: Grillparzer in seinen Epigrammen, Kürnberger und Bahr in ihren Essays brachten viel bittere Wahrheiten vom österreichischen Schlendrian [1] und Bürokratismus und der eingenisteten Vergnügungssucht vor, aber alle diese Glossen und Urteile treten, was ihre Schärfe betrifft, vor den kaustischen Ausführungen K.'s zurück, der mit seinen Vorgängern gemeinsam das Geheimnis des »österreichischen Antlitzes« zu ergründen suchte.

Das österreichische Antlitz? fragt K.; man sieht es in den Zügen der Hofräte, die am Telephon Buckerln machen; es spiegelt sich in der Grobheit der Beamten, die aus den Kassaschaltern äugen. Und wollt ihr das österreichische Antlitz im Superlativ sehen, so öffnet den Deckel der Kraustragödie und noch vor dem Titelblatt grinst euch die schaudererregende, unverfälschte, unsterbliche Visage Wiens aus der Kriegszeit entgegen: der Henkersknecht, über dem gehenkten Battisti.

Diese Photographie, auch bei uns so bekannt und berüchtigt, dieser brutale Abdruck der Wirklichkeit auf der ersten Seite der Tragödie ist die beste Charakteristik des Inhaltes und der Form dieses Werkes, das keineswegs frei erfunden ist, sondern durch absichtlich tendenziöses Aneinanderreihen beglaubigter Details eine Synthese aus lauter Tatsachen und Geschehnissen schaffen will. Denn keine Phantasie könnte etwas Phantastischeres ersinnen, als das was sich in Wirklichkeit zugetragen hatte. Es wußte schon Frank Wedekind, zu dessen tragischem Zynismus sich der Heraus-

1 Scheint sich nichts geändert zu haben in Austria. Gestern (01.07.2016) verkündet das Oberste Gericht, daß die Stichwahl um das Bundespräsidentenamt wegen **Schlampereien** bei der Auszählung wiederholt werden muß. Dabei hatte doch schon im Weltkrieg ein General gesagt: » … aber es is unerläßlich, daß wir fürn nächsten Krieg die **Organisation** bei uns einführn ... da können S' sagen was Sie wolln gegen die Deutschen eines muß ihnen der Neid lassen, sie ham halt doch die Organisation … Das ham die Deutschen vor uns voraus … « Aus »Die letzten Tage der Menschheit« II. Akt, 27. Szene.

geber der Fackel nicht nur einmal bekannte, daß die historische Wahrheit spannender und grauenvoller ist als jedwede Erfindung. Hier ist der Beweis erbracht, daß ein lebendes, ja sensationelles Ganzes sozusagen aus lauter Zeitungsausschnitten geschaffen werden kann, die gleichsam menschliche Physiognomie tragen. Die Absicht des Dichters: aus einer Unmasse kleiner Szenen, aus dialogisierten Zitaten ein Bild der wahrhaftigen Wirklichkeit zusammenzusetzen, die man »Krieg der Zentralmächte« nannte; Wien und den militärischen Generalstab abzukonterfeien, ein Heerführerbankett oder die Zeitungsbörse; den Ehrgeiz der Kriegsreferenten und die bestialische Gewinnsucht der Schieber in flagranti zu ertappen, sie in ihren schwachen Momenten zu überführen und dokumentarisch ihre Übeltaten festzulegen.
Eine reiche Galerie von Gaunern und Parvenüs, Speichelleckern und Giftmischern, Pferde— und Menschenschindern defiliert am Leser vorüber. Die Kärntnerstraße, in der Siegesnachrichten in Extraausgaben verbreitet werden und in der stereotyp drei typische österreichische Offiziere, Nowotny, Pokorny, Powolny einander treffen, die Kanzlei des kaiserlichen Zeremonienmeisters, die Feste des roten Kreuzes, Etappe, Schützengräben, Spitäler, wie im Kinematographen folgt in aufregendem Nacheinander eines auf das andere vom Attentat in Sarajewo bis zur Auflösung der Armee am Piave. Notwendigerweise müssen aus der unübersehbaren Menge von Gestalten einige Individualitäten und Tatsachen hervorgehoben werden, die zur typischen Bedeutung anwachsen.
Da ist vor allem »Er« — wird auch Chef genannt —, sein Name wird fast nie genannt; dieser »Er«, Beherrscher der öffentlichen Meinung, poetischer Fabrikant des Siegestaumels und Selbstbewußtseins, der böse Geist Wiens, K. zufolge der Chefredakteur der Neuen Freien Presse und Autor flammender, immer wiedergekäuter Leitartikel, Moritz Benedikt, Namensträger und Antagonist des menschlich fühlenden Papstes, der Autor der berüchtigten Dithyramben über die italienischen Leichen, mit denen die Ungetüme auf dem Grunde der Adria gefüttert werden, Verführer der abertausend Leser, die ihren Enthusiasmus für die »Presse« selbst mit dem Leben bezahlen müssen. Dieser von K. bis aufs Blut gehaßte (während des Krieges verstorbene) Benedikt, er ist keinesfalls eine zufällige Person, sondern er wird als Exempel vorgeführt, um die zwiefache Gefahr für die moderne Menschheit — Gefahr der journalistischen Ansteckung und Verhängnis des jüdischen Kapitalismus — zu illustrieren. K., selbst jüdischer Herkunft, stellt mit doppelter Gewissenhaftigkeit die Ungehörigkeiten und Missetaten seiner Stammesgenossen an den Pranger. Es wurde wenig geschrieben, das antisemitischer war, als die Angriffe von der Feder K.'s, wenn nicht von einem Vorgänger, zu dem sich K. nicht bekennt, den er brüsk bekämpft, von Heine!
Gleich neben dem Typus eines Zeitungsmagnaten, der zum Schluß als »Herr der Hyänen« auftritt, müssen Hofrat Schwarzgelber und Gemahlin genannt werden, die bei allen möglichen Wohltätigkeitsveranstaltungen mittun und keinen größeren Ehrgeiz kennen, als von einem Redaktionsschmierer gesehen und unter den Teilnehmern aufgeführt zu werden. Die Szene, in welcher der Hofrat der Frau Hofrat vorhält, daß sie ihn von Gesellschaft zu Gesellschaft

treibe und daß er ihren Ambitionen seine Gesundheit und alles opfere und in welcher beide Gatten hysterisch und erbittert aufeinander losfahren, um sich schließlich von neuem zur offiziellen Beachtung in den entnervenden Wirbel zu stürzen — diese Szene, die älteste von K.'s Dialogen, enthält bereits einen Keim der späteren Komposition und stellt schon einen der Gipfelpunkte der Tragödie vor. Hier wird gezeigt, zu welchen Extremen, zu welcher dämonischen Ausartung der Kriegswahnsinn führte, in dem man mordete, heilte, Bankette und Tees arrangierte, um die niederträchtige Ehrsucht zu befriedigen. Überhaupt zeichnet etwas Dämonisches diese unzähligen Makler, Börsianer, Generäle, Schurken und Schwätzer aus, denen K. belebenden Atem leiht und deren Jargon, Dialekt und Provinzialismus er mit dramatischer Wahrhaftigkeit wiedergibt. Er entfesselt eine Art brutaler Egoismen. Mit Worten eines trockenen Referates und hierauf mit Worten einer legendenhaften Vision beschwört er die mannigfachen Ungetüme, die auf das Vernichtungsziel losgelassen wurden — alle die Kriegsrosse, den Stier der Gewinnsucht und zu allerletzt den österreichischen Amtsschimmel.

Dann tritt eine moderne Amazone auf, eine Furie einer Schriftstellerin, die sich in die erste Linie vorwagt und die Kämpfenden und Sterbenden auf ihre Gefühle untersucht, um darüber in ihrem Journal referieren zu können — die Korrespondentin vom Kriegsschauplatz, Alice Schalek; es treten tapfere Drückeberger auf, die sich's im Ministerium »gerichtet« haben und nun die misera plebs ins Feld schicken; es tritt der preußische Wilhelm auf, schärfer gezeichnet als von Shaw, als geistloser Junker die Verse Ganghofers lobend und preisend (über die deutsche Kriegsliteratur wird unbarmherzig der Stab gebrochen) und roh mit seinen Offizieren umspringend; Franz Joseph präsentiert sich mit einem Gedicht, dem gegenüber Machars und aller anderer Charakteristik gutherzig erscheinen muß; als unschädliches Kopferl tritt der letzte Habsburger Karl und der blutrünstigste Habsburger Friedrich auf — und nur von einem äußert sich der Verfasser mit einem gewissen Respekt, vom verstorbenen Franz Ferdinand, der ihn eine tragische Figur dünkt: dies ist vielleicht eine einseitige Konzeption (K. besitzt nur für den Toten Sympathie, am Lebenden würde er Lächerliches und Böses sehen). Interessant ist dies aber immerhin, wenn man sich erinnert, daß auch bei uns über die Stellung und Wertung dieses ersten Opfers und Weltkriegsanstifters eine Meinungsverschiedenheit und Diskussion herrscht, wie aus dem Kommentar zu den in der ersten Nummer der 'Nase Revoluce' abgedruckten Dokumenten zu ersehen ist.

Unzweifelhaft ist der dokumentarische und ethische Wert der »Letzten Tage« größer und dauernder als der künstlerische; unzweifelhaft verzerrt K. alles in dem Sinne, daß er die lichteren Seiten nicht sieht oder nicht sehen will. Sein Talent ist das Talent eines ironisierenden, vergrößernden, konkaven und Grimassen schneidenden Spiegels, dessen Begabung in dem Festhalten einer winzigen Kleinigkeit liegt, von der dann auf die Dekadenz des Ganzen geschlossen wird. Sein Anteil sind die langen Monologe des »Nörglers« usw., die gegen den fingierten Optimisten (das ist ein guter Österreicher) oder gegen den, der durch die Lektüre der

offiziellen Bulletins verblödete, ihre paradox tiefsinnige Kriegs— und Menschheitsphilosophie ins Treffen führen. Es ließe sich leicht aufzählen, was alles absichtlich ignoriert wurde, um das Bild in seiner Freudlosigkeit zu belassen; wir denken hierbei nicht daran, wie wenig Beachtung angesichts des Verfalles Wiens den jugendlichen und sieghaften Bestrebungen der slawischen Völker geschenkt wird, sondern wir verweisen nur darauf, daß mit keinem Worte die von einem Deutschen, einem Wiener, von Friedrich Adler vollführte Befreiungstat erwähnt wird, der sich beim Attentat gegen Stürgkh und beim Verhöre als wahrer Held bewährte und mit einer der wichtigsten und einflußreichsten Totengräber des alten Österreich war. Die Einseitigkeit des Gesichtspunktes K.'s ist dadurch gegeben, daß er die Ereignisse nur vom Kriegsstandpunkt sah, als ihm wie einem Bewohner einer belagerten Feste draußen in weiter Ferne, bei der entrückten Entente alles viel schöner erschien als im Bereiche der Zentralmächte. Heute würde K.'s feuriger Blick auch bei den ehemaligen »Feinden« viel Rohes auf dem Gebiete des Journalismus, Militarismus und der Finanzwirtschaft sehen, was ihn zum schärfsten Proteste bestimmen müßte. Heute sähe er auf viele Dinge des Krieges und des Friedens nicht nur als ausgesprochener Antiaustriacus, sondern als grundsätzlicher Gegner des Krieges und des Militarismus, in geistiger Gemeinschaft mit Shaw und Barbusse, die das Gegenstück zu ihm in ihren Kritiken des britischen und französischen Geistes abgeben. Zum Schluß der Tragödie dringt die Verzweiflung nicht nur über gewisse Staaten, sondern über die gesamte Menschheit durch; denn sonst müßten sich die Marsbewohner mit der Vernichtung Österreichs und Preußens begnügen und müßten nicht die ganze Erde und das ganze Menschengeschlecht ausrotten.
Aus dem letzten Schaffen des Herausgebers der Fackel kann man eine erweiterte, in gewissem Sinne geänderte und somit pessimistischere Orientierung herauslesen. Für K. wurde das Österreichertum ein typischer Begriff, dessen Geltung sich nicht auf ein gewisses, angefaultes Staatsgebilde beschränkt. Auch in der Welt von Heute pulst weiter all das, was in den Augen K.'s als ein Symbol und ein Vermächtnis Austriens dasteht, die »in orbe ultima« ist, ein Symbol des ewig Unausgleichbaren, nicht zu Entwurzelnden, des österreichischen Zopfes und Bürokratismus, der Haarspalterei und Geistesvernichtung, mit Worten voll grammatikalischer Entgleisungen die Muttersprache der Menschheit schändend. Faßt man das Österreichertum derart ideell und symbolisch auf, so wird die Lektüre der »Letzten Tage der Menschheit« doppelt aktuell und doppelt verwarnend wirken.

'Pritomnost' ('Gegenwart', Prager Wochenschrift), Cursor:

Die letzten Tage der Menschheit

Es war kein Zufall, daß K. vor die Öffentlichkeit mit dem Buche »Die demolierte Literatur« trat. »Demolierte Literatur«, in diesem

Worte liegt ein Doppelsinn. Er kann eine Literatur bedeuten, die von K. gerade in diesem Werke demoliert wurde, oder eine Literatur, die bereits vor K. demoliert worden war; Trümmer, auf die K. bloß hindeutet, die er nicht verschuldete. Der Unterschied zwischen dieser und jener Deutung ist grundsätzlich: nach der ersten Deutung wäre K. ein destruktives Element, nach der zweiten ein schöpferisches Element, ein Reformator, der kein neues Übel verschuldet, sondern altes enthüllt und der Welt offenbart. Dem naiven Denken, überdies im Groll getrübt, erscheint der Offenbarer des Übels als der Verschulder; in einem solchen Gesichtspunkte erwächst das Übel aus der Offenbarung und fällt auf das Haupt des Offenbarenden.

K. erhielt von der Natur die Gabe eines durchdringenden Blickes, ein Geschenk problematischen Wertes. Wo andere Sterbliche ein loses Gemengsel konkreter Erscheinungen sahen, erschaute K. ein System. K. spricht selbst des öftern von dieser Begabung, die sein Eigen ist, und sie allein ermöglicht ihm die Perspektive vom einzelnen Schlendrian in den Ämtern und im täglichen Verkehre zur Niederlage im Weltkriege. Der Dummkopf von einem Bahnhofportier, der eine Zugsverspätung nicht anzugeben weiß, wird zum Symbol eines Staates, der nicht weiß, wann seine letzte Stunde geschlagen hat. K. besaß die Beobachtungsgabe, daß die staatliche Administrative, pedantisch von irgendwelchen Offizianten, Konzipisten und Räten geführt, ein Chaos und daß die Schematisierung nichts als eine Schlendrianwirtschaft darstelle. Wenn andere nach einer erfolglosen »Intervention« bei irgend einem Amte einem andern glücklichen Zufall entgegenhofften, glaubte K. einzig an die mathematische Präzision eines Mechanismus, der allenthalben der Böswilligkeit, der Stupidität und Engherzigkeit die Entscheidung überläßt. Man muß sich K. nicht als Schriftsteller, sondern stets mit der Schärfe seiner Wahrnehmungsgabe als Privatperson, als »Partei« im Verkehre mit den Ämtern vorstellen, um das Maß seiner bürgerlichen Qualen zu ermessen.

In gleicher Weise wie auf die vereinzelte Bedrängnis im Alltagsverkehr sah K. auf die Brutalitäten der Welt, die im Buche der Geschichte verzeichnet sind. Denn, wie gesagt, K. sah nicht die einzelnen konkreten Ereignisse, sondern Zeichen eines Systems, das auf mannigfachste Weise zur Geltung kommen konnte: einmal auf dem Bahnhof oder im Amte, ein andermal wieder auf dem Weltforum in unendlichen Dimensionen. Der unfähige Portier und der unfähige Kaiser, beide waren schließlich und endlich nur verschiedene Erscheinungsformen ein und desselben Systems. Wenn nun dem so ist und sich das Chaos der Kriegsjahre auf einen einzigen Haupturheber zurückführen läßt, wenn im Hintergrund von dieser Vielheit irgendeine Einheit besteht: dann ist die Bedingung für eine künstlerische Darstellung dieser bunten Vielheit gegeben, für eine Darstellung, die bei allen Einzelheiten einen Grundzug verrät. Diese bildhafte Darstellung gab K. mit seiner Tragödie »Die letzten Tage der Menschheit«.

Das Werk ist von einer Eigenart, die schwer eine Einreihung gestattet. Es ist keine Tragödie im üblichen Sinne, sondern in einem gewissermaßen neuen und schrecklichen Sinne. Held ist die Menschheit — ein unsichtbarer Held, der nirgends und überall ist.

Der Held tritt als serbischer Bauer auf, der sein eigenes Grab schaufelt, als tapferer Landsturmmann, sterbend im Gesichtsfeld der photographischen Linse, als ein Kind mit durchschossener Stirn. Man kann schließlich sagen, daß dieses Werk nicht eine Tragödie der Menschheit, sondern der Schöpfung ist. Die Schöpfung selbst wird Heldin der Handlung; es erscheint ein ausgerodeter Wald, dessen Boden von Granaten und Schrapnells zerwühlt ist; ein Hund, mit dem Zeichen der großen Zeit an seinem Leibe. Der tragische Charakter dieses Buches ist von einer derartigen Wucht, daß es paradox erscheinen muß, wenn Leute, die es lasen und sich den Inhalt zu Gemüte führten, so weiter leben wie vorher. Begreiflich macht dieses Paradoxon nur die Tatsache, daß es schließlich Menschen gibt, die den Inhalt in all seiner Schrecklichkeit erlebten und doch überlebten. Hier offenbart sich dem Beobachter ein Phänomen der Natur, das fast alle Hoffnungen schwinden läßt. Wenn die Menschen nicht im Weltkrieg Erfahrungen gewannen, wenn die Schrecken des Kriegs, der Tod so vieler Anverwandten, die Lebensunfähigkeit so vieler neugeborener und ungeborener Kinder, wenn dieses ganze Grauen kein Memento für alle Zeiten wurde, das die Möglichkeit einer Wiederkehr ausschloß — ja wovon läßt sich dann noch erwarten, daß dem ein Ende für allemal wird? Wenn ein Kind, das sich am Montag verbrannte, am Dienstag wieder in den Ofen kriecht, dann ist nur zu wahrscheinlich, daß es schließlich und endlich ein Opfer der Flammen wird. Die utopistische Hoffnung der Denker, daß die Vernunft die Menschheit retten wird, wurde niemals ernst genommen und wurde in der Neuzeit so gründlich wie nur möglich durch das Fiasko von Robespierres »Vernunftkultur« widerlegt, woran außergewöhnlich und bemerkenswert nur die Langweile war, mit der die Herzen der Gläubigen erfüllt wurden. Die zweite Hoffnung, die Hoffnung auf das Gefühl in der Menschenbrust, wurde erst jüngst im Weltkrieg enttäuscht. Die Situation, die sich nach seiner Beendigung ergab, beweist zu deutlich, daß kein Schrecken zu groß ist, als daß sich die Menschheit vom Kriege abschrecken ließe.

Daß K. selbst an eine »bessere Zukunft« nicht glaubt, beweisen außer anderen zwei Umstände. Einerseits der Abschluß seiner Tragödie, die dichterisch, phantastisch und — um in der Terminologie unserer Zeit zu sprechen — destruktiv endet. Der zweite Beweis für K.'s Skepsis ist eines seiner letzten Werke, das zur Charakterisierung des neuen Österreich dient: *»Wolkenkuckucksheim«.*

Daß die »Letzten Tage« kein didaktisches Werk sind und auch nicht die Absicht haben, es zu sein, beweist ihr Ende. Im Hintergrund eines didaktischen Werkes steht der Optimismus, der sich an den Glauben anlehnt. Nun, in den »Letzten Tagen« gibt es einen gewissen Optimismus, aber die verbessernde Erlösung, die sich daraus ergibt, betrifft nicht die Menschheit und die Menschen, sondern die Welt und den Kosmos. K.'s Optimismus äußert sich in der Hoffnung, daß das Wüten der Menschheit seine Grenzen in der Zeit und im Raume findet. Dieser Optimismus kam bereits in der Ode »Gebet an die Sonne von Gibeon« zu Worte. Es erübrigt nur noch, zu erinnern, daß eine Reihe von K.'s Gedichten

Blumen und Tiere zum Gegenstand hat. Es ist dies ein Optimismus des Geistes, welcher jedes Anthropomorphismus ledig ist und die Werte dort sieht, wo andere nur Waren sehen; jenes Geistes, der im ausgerodeten Walde über dem Grabe seiner Freude steht.
Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich nicht der Begriff des Staates bekämpfen, denn der Staat — juridisch und mythologisch gesprochen — entspringt nicht aus der Erbsünde, durch die das Menschengeschlecht ein für allemal dem Verderben verfallen ist. Der Staat ist für die amtlichen Ausführungen seiner Angestellten verantwortlich, aber keineswegs für Taten, die aus ihrem menschlichen Charakter entspringen. Daß dies auch die Ansicht K.'s ist, ergibt sich aus seinem Widerstand gegen jede Einmengung der Ämter in Angelegenheiten privaten Lebens. Diesem Widerstand entspricht die Verantwortung, die K. jedem Einzelnen auferlegt. Dieser Verantwortung wiederum entspricht bei K. der Mangel am Glauben an die »bessere Zukunft«, die nur durch gemeinsames Bestreben würdiger Einzelwesen, niemals durch eine äußere Macht vorbereitet werden könnte, wie sie der Staat darstellt, da das Gute nicht aufoktroyiert werden kann.
Der Kampf K.'s gegen Österreich ist eine Tatsache; unglaubwürdig nach dem Vorgebrachten erscheint, daß sein Kampf politischen Charakters war. Diese Unwahrscheinlichkeit leuchtet dem ein, der »Wolkenkuckucksheim« liest. Hier schildert K. das republikanische Österreich (der Ton ist auf Österreich zu legen). Schon früher setzte K. Proben seiner Ansichten über diesen neuen Staat in Epigrammen vor. Der Staat von heute unterscheidet sich von der österreichischen Monarchie durch die reduzierten Grenzen und die Änderung der staatlichen Verwaltung, eine Änderung, die unorganisch, folglich unvollständig ist. Es existiert nämlich etwas, ohne das die Republik so unvollständig ist wie »Lichtenbergs Messer ohne Griff und Klinge«; dies etwas, das sind die Republikaner. Im politischen Leben herrscht — wenn auch uneingestanden — die Ansicht vor, daß eine Republik fabriziert werden kann. Dies wäre wohl wirklich möglich, wenn die staatliche Verwaltung nicht in den Händen der Leute läge. Sofern eine solche Voraussetzung besteht, dann ist es schon notwendig, daß diese Leute in ihrer Überzeugung mit der staatlichen Verwaltung eines Sinnes sind — in unserm Falle, daß sie Republikaner sind. Und wenn schon eine Republik gemacht werden kann, Republikaner können nicht gemacht werden. Österreich schuf eine Republik; bis zu welchem Ausmaß es ihm glückte, das schildert K. im »Wolkenkuckucksheim«.
Falls die Vernichtung Österreichs und sonst nichts das endgültige Ziel K.'s gewesen wäre, hätte er nach dem Jahre 1918 verstummen müssen. Aber K. kämpft tatsächlich genau so gegen die österreichische Republik, wie er gegen die Monarchie gekämpft hat. Darin läge ein gewisser Widerspruch, wenn sein Kampf politisch gewesen wäre; nun beweist aber die Fortsetzung des aufgenommenen Kampfes, daß dieser Kampf nur ethische Ziele verfolgte und verfolgt. Österreich war zertrümmert, aber es erwies sich, daß es eine Hydra war, der an Stelle des geköpften Hauptes zwei Häupter nachwuchsen. Oder auch: Österreich wurde zertrümmert, aber es erwies sich, daß nicht Österreich als bestimmtes

Staatsgebilde Gegenstand des Hasses war, sondern das System, das Österreich bildete, nährte und überlebte. Es zeigte sich, daß ein Staat, aber keineswegs ein System vernichtet werden konnte, das in diesem Staate herrschte, da letzten Endes dieses System ein Teil einer Weltordnung ist. Österreich war für K. eine Verkörperung dieses Systems und als solches bekämpfte er Österreich. Die tschechische Nation haßte Österreich unmittelbar: Österreich als bestimmtes Staatsgebilde, als konkretes Ding. Ein zertrümmertes Österreich existierte für den Tschechen nicht mehr.

Nach K. war das, was österreichisches System heißt, im Prinzip ein Weltsystem, eine Weltordnung, die in Europa und Amerika, in der alten und in der neuen Welt regiert, hier stärker, dort schwächer, schließlich aber überall: eine Ordnung, gegen die nicht politisch angekämpft werden kann, weil die Politik selbst einer ihrer Bestandteile ist. Was soll man da tun?

K. hat diese Frage nicht beantwortet, wenigstens nicht mit verbis expressis und deshalb wurde einmütig geurteilt, daß er ein negatives, ein destruktives Element sei, ein Mensch, der nur zerstören, aber nicht aufbauen könne. Sehr gut. Aber wie, wenn die Hoffnungslosigkeit unserer Zeit gerade in dieser Pharisäerpfiffigkeit läge, in der sich jeder den Anschein gibt, als brenne er vor Begier, das Notwendige auszuführen, unter der Bedingung, daß man es ihm sage — als ob nicht schon genug damit geleistet wäre, wenn jeder das unterließe, wovon er weiß, daß er es nicht tun soll! Hier auf einmal entspricht jedem die abstrakte »Weltordnung«, die er ansonsten als Phantasiegebilde ablehnt, nun aber heißt er sie beglückt willkommen, um auf sie seine Schuld abzuwälzen und, ledig seiner Verantwortung und seines freien Willens, erklären zu können, daß all das Ungerechtfertigte unter dem Druck der Begleitumstände verübt worden sei.

Wer das hier Gesagte erwägt und zu Ende denkt, wird sich, falls er ein Mensch guten Willens ist, im praktischen Leben um die Minderung des Übels bemühen.

Aus »Die vielgeliebte Frau«, George Sand und ihre Freunde in Briefen und Dokumenten [1]:

An Gustave Flaubert.

14. September 1871, Nohant

Wie, ich soll aufhören zu lieben? Ich soll zugeben, daß ich mein Leben lang geirrt habe, daß die Menschheit verächtlich und hassenswert ist und war und immer bleiben wird? Du bezeichnest meinen Schmerz als Schwäche, als kindische Trauer um eine verlorene Illusion! Du behauptest, das Volk sei immer blutdürstig, die Priester immer heuchlerisch, der Bürger immer feige, der Soldat immer räuberisch, der Bauer immer stumpfsinnig gewesen. Du sagst, Du hättest das alles von Kindheit an gewußt, und freust Dich, daß Du niemals daran gezweifelt hast, weil Dir das reifere

1 Herausgegeben und übertragen von Lili Turel, 0. C. Recht Verlag, München. [KK]

Alter keine Enttäuschungen gebracht hat. Also bist Du niemals jung gewesen? Ach, wie unähnlich wir uns sind! denn ich habe nie aufgehört, es zu sein, wenn jung sein bedeutet, immer zu lieben.
Wie soll ich es anfangen, mich von meinesgleichen, meinen Volksgenossen, meiner Rasse, meiner großen Familie abzusondern, in der meine eigene Familie sich wie ein Halm im großen Felde der Erde verliert? ...
Ich kenne sanfte, großmütige und bescheidene Seelen, die sich in dieser schrecklichen Zeit einen Vorwurf daraus machen, daß sie geliebt und die Sache der Schwachen vertreten haben. Sie sehen nur einen Punkt im Umkreis. Sie glauben, das Volk, das sie liebten und dem sie dienten, existiere nicht mehr, weil eine Schar von Räubern und ein kleines Heer verirrter Männer sich des Kampfplatzes bemächtigt hat ...
Ihr werdet sehen, ob andere Nationen mehr wert sind als wir, wenn sich bei ihnen Gelegenheiten bieten, die ihre bösen Leidenschaften entfesseln, wie es jetzt bei uns nur allzuoft der Fall ist. Wartet nur ab, wie sich die germanische Rasse betätigen wird, deren militärische Fähigkeiten wir bewundern, und deren Armeen uns eben ihre brutalen Instinkte in all ihrer barbarischen Naivität vorgeführt haben. Ihr werdet sehen, wie sie entfesselt toben! Der Pöbel von Paris wird uns dagegen enthaltsam und tugendhaft erscheinen!
Das soll nicht etwa ein billiger Trost sein. Wir werden die Deutschen um ihrer Siege willen ebenso beklagen müssen, wie uns um unserer Niederlagen willen, denn für sie ist es der Anfang ihrer moralischen Entwertung. Die Tragödie ihres Niederganges hat begonnen, und da sie mit eigener Hand daran arbeiten, wird er schnell fortschreiten. All diese großen, materiell gerichteten Organisationen, in denen Recht, Gesetz und Ehrfurcht vor der Menschheit verleugnet werden, sind tönerne Kolosse, wir haben diese Erfahrung teuer bezahlt. Aber der moralische Niedergang Deutschlands bedeutet nicht das künftige Heil Frankreichs, und wenn wir an der Reihe sein werden, ihm das erlittene Unrecht zu vergelten, wird uns seine Vernichtung kein neues Leben schenken. Nicht im vergossenen Blut verjüngen und erneuern sich die Völker. Ströme von Leben können noch aus der Leiche Frankreichs entstehen, aber die Leiche Deutschlands wird der Pestherd Europas werden. Ein Volk, das sein Ideal verloren hat, kann sich nicht selber erneuern. Sein Tod wirkt nicht befruchtend, alle, die seine giftigen Ausdünstungen atmen, werden von dem tödlichen Übel mitbetroffen. Armes Deutschland, Gott schüttet über dich wie über uns die Schale seines Zornes aus, und der denkende Geist beweint dich und bereitet deinen Grabspruch vor, während du frohlockst und dich berauschst. Frankreich, der bleiche und blutende Kranke, hält immer noch in verkrampften Händen einen Zipfel des besternten Mantels der Zukunft, du aber hüllst dich in eine befleckte Fahne, die dir zum Leichentuch werden wird ...

der Vollendung des fünfundzwanzigsten Jahres der Fackel und des fünfzigsten meines Lebens [1] haben mir eine so beglückende Fülle von Grüßen und Gaben bekannter und weit mehr noch unbekannter Freunde zugeführt, daß der Herzensdank —, und einer, der gegen alle nur auf diesen Ausdruck angewiesen bleibt — es mit solchem Ansturm der Gefühle unmöglich aufnehmen könnte.

Wie jede Gelegenheit aber, welche die Welt hat, sich zur Tatsache der Fackel zu stellen, hat ihr auch diese festliche die reine Scheidung in zwei Welten ermöglicht, und wiewohl aus der andern und ihrer größern Öffentlichkeit zum erstenmal lautere Stimmen der Bejahung herüberdrangen, so ist doch das Fest als solches, die Teilnahme des Wohlwollens und die Freude, Glück zu wünschen, eine Angelegenheit jener geblieben, die von der einen Welt den Lebensmut beziehen, wenn sie an der andern verzweifeln. Ihrem Sinn und Wesen entspräche es nicht, als eine Gratulantenschar gereiht zu werden, eher schon: die längere Liste jener zu überblicken, die aus Furcht, in die andere zu kommen, die Gratulation unterlassen haben und nebst allen besseren Gefühlen den oft bewiesenen Drang, auch an die inoffizielle Welt der geistigeren Macht Anschluß zu finden, zu so günstiger und markanter Gelegenheit bemeistern konnten. Denn selbst zum Glückwünschen gehört heutzutage Mut; und »diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüt«. Und alle diese Advokaten und Literaten, Beamten und Richter, alle diese Unterwürflinge der öffentlichen Meinung, die doch keinen der Zufälle und Anlässe, die sie mir in den Weg führten, je verpaßt haben, es auch vor mir zu sein, fürchten im Grunde nichts anderes als ihrer aller Vorgesetzte: die Neue Freie Presse.

Daß der Staat als solcher keinen jener Töne einer Konvention der Anerkennung von sich gegeben hat, die er doch als die Exekutive kultureller Interessen ohneweiters findet, wenn eine vaterländische Null fünfzig Jahre alt wird oder auf eine fünfundzwanzigjährige Unwirksamkeit zurückblickt; daß der Präsident einer Republik, die mir das Verdienst um ihre Entstehung nachträgt, lieber die Boutique eines Tratschblattes zu ihrem Geschäftsjubiläum beglückwünscht, als wäre er nur Präsident der Concordia; daß Minister und sonstige Träger äußerer Würde, die von meinem Dasein eine Vorkenntnis haben, lieber an den Ehrentagen der Haute finance teilnehmen, wo für die Submission der Huldigung ein Diner entschädigt: dies alles war mir keine Geburtstagsüberraschung. Und daß mir die von zahlreichen Anhängern vermißte Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien nicht zuteil wurde, mag noch weniger an meiner erkannten Nichteignung für Bürgerehren als an dem Mangel der Vorbedingungen liegen, da ich einerseits nicht Reichsdeutscher bin und anderseits tatsächlich noch nicht jenes Jubiläum gefeiert habe, wo man die Produktion von »Schlagobers« eben hinter sich hat und die Umwelt nach einem sichtbaren Zeichen ihrer Dankbarkeit tastet [2]. Daß indes die Wertung, die in solcher Ehrung zum Ausdruck kommen würde, vollauf vorhanden ist, beweist gewiß der Inhalt des schönen Schreibens, mit dem der Bürgermeister nicht nur den Männerstolz vor Königsthronen belohnt, sondern auch den noch selteneren vor Zeitungsthronen bewährt hat. Daß ich aber keines Ehrendoktorats irgendeiner Fakultät teilhaft wurde, dürfte selbst von meinen Anhängern, die für mich mehr verlangen als auf Erden zu erreichen ist, eher als die aus-

1 28. April

2 Hier sei eine Behauptung auf S. 55 [63], die aus drucktechnischen Gründen dort nicht mehr korrigierbar war, richtiggestellt : Der Mäzen, der das Grundstück geschenkt hat, ist nicht die Stadt, sondern der Staat. [KK]

zeichnende Rücksicht gedeutet werden, den Autor der »Letzten Tage der Menschheit« nicht unmittelbar an die Reihe ihrer Urheber anzuschließen.

Von den Instanzen des geistigen Lebens war keine wie immer geartete Kundgebung der Sympathie zu erwarten, nicht einmal von der Concordia, wiewohl doch eben erst ein ungarisches Blatt die Meldung bringen konnte, daß ich an einem ihrer Abende als Chansonsänger aufgetreten sei. Aber daß in der unübersehbaren Fülle von Glückwünschen wohlgezählte sechs Schriftsteller feststellbar sind — neben einem mutigen Dutzend von Schauspielern —, zeigt doch, wieviel die vielen wert sind, die da fehlen, und wie richtig die Fackel ihren Wert in fünfundzwanzig Jahren eingeschätzt hat. Und daß von allen den verbindlichen Funktionären, deren Wesen doch die in aller Schlamperei stets funktionierende Verbindlichkeit ist, auch nicht einer der Verbeugung fähig war, die den beständigen Ausgleich zwischen seinem Amt und seiner Meinung bildet und die seit jeher das Budgetprovisorium für einen unbedeckten Staatshaushalt der Gesinnung war, hat immerhin noch einiges zu meiner Kenntnis vom wahren Österreichertum beigetragen. Nicht als ob ich irgendetwas von dem Fehlenden erwartet hätte — es wäre im Gegenteil die wahre Überraschung gewesen —; doch an dem ehrenwerten Kontrast des Vorhandenen wird das Fehlende nachträglich offenbar, und da kann ich denn nur mit Genugtuung sagen, daß man Gelegenheit hatte, alles, was in der andern Welt leibt und lebt, einmal u. a. nicht zu bemerken.

Auch bleibe nicht unerwähnt, daß zur Absenz sämtlicher Körperschaften, die angeblich irgendetwas mit geistigen, künstlerischen und kulturellen Dingen zu tun haben, noch die der Gesellschaften und Vereine kam, welche als Verwalter gemeinnütziger und karitativer Interessen die Wirksamkeit des Vorlesers durch Jahre in Form sichtbarster Beweise erfahren haben, sei es, daß sie diese erbaten, sei es, daß sie ihnen mit großer Freiwilligkeit dargeboten wurden. Von jenen haben einzig die »Kunststelle« und der Deutsch—österreichische Bühnenverein, von diesen nebst der »Bereitschaft« und dem Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« das Israelitische Blinden—Institut Hohe Warte sich eingestellt, das zuletzt genannte mit einer Kundgebung, vor deren ergreifendem Erlebnis alle Freude dieser Tage zurücktritt und wie erst alles Maß des Undanks und der Gleichgültigkeit so vieler, die sehen können, aber nicht wollen.

Als ein rührendes Kuriosum sei das Folgende aus dem 'Steyrer Tagblatt' aufbewahrt:

> *Glückwünsche der Stadt Steyr für Karl Kraus.*
>
> Gestern hat das ganze kulturbewußte Österreich den 50. Geburtstag von Karl Kraus, also eines Mannes gefeiert, der zu einzigartig ist, als daß man ihn bloß Dichter, Schriftsteller, Ethiker nennen dürfte, weil jede solche Bezeichnung notwendig einschränkend gedeutet werden müßte. Wir werden die Bedeutung Karl Kraus' für das sozialistische Proletariat noch würdigen. Für heute teilen wir nur mit, daß an ihn das folgende Telegramm abgesendet wurde:
>
> Herrn Karl Kraus, Herausgeber der »Fackel«, Wien.
> Dem großen deutschen Schriftsteller und Dichter, dem gewissenhaften Wächter deutscher Sprachreinheit zum 50. Geburtstage die herzlichsten Glückwünsche.
>
> Für die Stadt Steyr:
> Wokral, Hafner

Wenn die freundliche Stadt nur auch inzwischen erfahren hat, daß sie eine der beiden Hauptstädte des ganzen kulturbewußten Österreich bildet, indem zwischen ihr und Wien auch nicht die Spur von einem Zeichen offiziellen Gedenkens sichtbar geworden ist.

Daß die Fackel, wenn nie, so diesmal Recht und Pflicht hat, das Archiv der Fackel zu sein, dürfte selbst jenem Verstandesgrinsen einleuchten, das sein hoffnungsloses Mittelmaß an das Unbegreifliche legt und es für ein Geschäft der »Eitelkeit« hält, wenn ein Spiegel der Welt sich selbst eine Welt ist und für deren Spiegel die andere nimmt, wodurch erst das rechte Bild der Welten zustandekommt. Am reinsten dann, wenn die Fackel immer Pendants des Schimpfs und der Verehrung zur Hand hätte, damit der Wahn, es komme ihr auf diese an und nicht auf das Abbild der Wirkung, ohne Vorwand wäre. Aber es stellt sich eben leider heraus, daß der Schimpf nur noch auf dieses Argument beschränkt bleibt und daß die Verehrer überwiegen. Was wird der Schimpf unfehlbar davon ableiten? Ich hätte, hingerissen von solcher Wendung, eine »Amnestie« für die Wiener Presse erlassen. Oder, wenn er ein noch witzigerer Schmock ist, also wie der im '*Morgen*' (5. Mai), wird er die wehmütige Betrachtung anstellen:

> — — Es herbstelt einmal in jedem Sein und dann fühlt auch der stärkste, der knorrigste Stamm, daß die »Blätter« vor ihm niederfallen. Man kann noch so laut, noch so eindringlich rufen: »Ich bin der Alte geblieben«, das Zeitenecho antwortet doch: »Du irrst, Du bist nur der Alte geworden ... «

Als ob ich dafür, daß L. U. an mir zu seiner adjektivreineren Vergangenheit zurückfindet und einen Leitartikel für die '*Wiener Allgemeine Zeitung*' (28. April) schreibt, in dem er das sagt, was er vor fünfzehn Jahren erlebt hat, aber inzwischen nicht sagen und nicht nachleben konnte, eine andere Verantwortung trüge als die des sittlichen Beispiels. Und als ob der knorrige Stamm die »Blätter« immer getragen hätte, die nun vor ihm niederfallen, oder als ob es sein Alterszeichen wäre, daß weniger knorrige sie verlieren, und als ob überhaupt der Herbst ein Symptom des Altwerdens der Bäume wäre. Und als ob nicht eben diese Methode, um eines naturverlassenen Witzes willen einen Sachverhalt preiszugeben, mich in der Neigung bestärken müßte, der Alte zu bleiben, ein Vorsatz, der doch eher umgekehrt die Antwort auf die durch nichts bewiesene Behauptung wäre, ich sei der Alte geworden. Denn daß sie durch die plötzlichen Hymnen einiger bürgerlichen Blätter gerechtfertigt sein soll, kann doch nur jener journalistischen Natur einfallen, die nichts so sehr wie der Drang kennzeichnet, um den Preis einer entstellten Wahrheit eine verhatschte Pointe anzubringen.

Wie menschlich daneben der anonyme telegraphische Zuruf aus Hamburg, der die fallenden Blätter in die Sphäre der Natur zurückversetzt :

> Und weil die Blätter falb, soll es dich laben
> innen und außerhalb Frühling zu haben.

Und welches fromme Gedicht der Gruß eines Unbekannten aus Palästina, den man als Pendant zu dem Haßausbruch des Hinterlandzionismus lesen muß und der die wahre Stellung des gläubigen Judentums zur Fackel dokumentiert:

Tel Aviv, den 20. März 1924

לאי קארל קרויץ שלום וברכה!

Mit meinem Glückwunsch muß ich etwas früher kommen, denn während in Europa der Frühling kaum beginnt, ist er hier fast vorüber.
Narzissen findet man schon lange nicht mehr, die Zeit der Anemonen wird bald aus sein, Alpenveilchen findet man noch häufig und schon blühen auf den Bergen Tulpen, Schwertlilien und viele andere Blumen, die ich nicht kenne.
Die Mandelbäume tragen schon Früchte, aber viele andere Bäume sind ganz mit Blüten bedeckt. Am liebsten habe ich die Orangenbäume. Viermal des Tages erquickt mich ihr paradiesischer Duft, wenn ich die staubige Straße Jaffa—Tel—Avio passiere.
Am schönsten ist es Schabbes, wenn man aus der Stadt hinauskommt. Nur ein Dichter könnte die Schönheit des Landes beschreiben, aber auch er könnte dem 65. Psalm nichts hinzufügen, der schließt: »Es haben sich die Wiesen mit Herden bekleidet und die Täler hüllen sich in Getreide, sie jauchzen, ja sie singen!« —
Die »Sprüche der Väter« verlangen, man solle dem Ehre erweisen, von dem man auch nur einen Buchstaben gelernt hat. Wie sollte ich Sie also ehren und wie groß müßte mein Dank sein! Ich hätte Ihnen von der ganzen Pracht gerne wenigstens eine Blume geschickt, aber ich weiß, daß von ihr nicht mehr übrig bliebe als von einem Gruß, der aus dem Herzen kommt und zu Papier gebracht wird.
Noch viele gesegnete Arbeitsjahre!

V... G...

In dem gleichen herzlichen Gegensatz zur jüdisch—nationalen Gehässigkeit, die nach der Wiener Aufführung losbrach, ist der Artikel der Wiener '*Jüdischen Morgenpost*' (von J. Solotwinski, in jiddischer Sprache und hebräischer Schrift) gehalten.

Nach diesem ersten Gruß (Ende März) sind in der Wiener Presse weiters zu verzeichnen: '*Der Tag*' (27. April) mit einem Artikel von Eugen Lazar und einem Feuilleton von Hugo Bettauer (eine von aufgeregten Briefschreibern angebelferte, aber gewiß nicht unsympathische Erinnerung an die Zeit, wo ich tatsächlich schlechtere Schulaufsätze gemacht habe als der später so bekannte pornographische Autor. Das Beispiel:

> Es ging ihm nicht aus der Feder, zu schreiben: »Die herrliche Frühlingssonne beleuchtete einen lieblichen Sonntag.« Er hätte sich sicher damit begnügt, zu sagen: »Es war Frühling und die Sonne schien.«

ist beinahe mit der dichterischen Gabe eines, der nur den zweiten Satz vermocht hat, erfunden). '*Volks—Zeitung*' (27. April) mit einem Artikel von — r — und '*Wiener Zeitung*'« (28. April) mit einem von R.

Am eindrucksvollsten wohl der Artikel von Friedrich *Austerlitz* in der '*Arbeiter—Zeitung*' (27. April):

Karl Kraus

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag

Morgen, am 28. April, feiert Karl Kraus seinen fünfzigsten Geburtstag. Aber der April sammelt überhaupt die großen Gedenktage seines Lebens: am 1. April waren es fünfundzwanzig Jahre, seitdem seine weit— und hochberühmte »Fackel« erscheint, und in diesem Monat hat er auch die dreihundertste seiner Vorlesungen gehalten, von denen jede ein künstlerisches Ereignis war. Also wohl Grund genug, damit sich das geistige Wien zur Huldigung vereine? Denn daß Karl Kraus der Schriftsteller eigensten Gepräges ist, den Wien besitzt, können heute auch die nicht bestreiten, die dem Genie die Ehrerbietung, auf die es Anspruch hat, in der Form eines unauslöschlichen Hasses entgegenbringen; also sollte wohl der Anlaß mit Begierde ergriffen werden, um für eine Leistung, die Geist und Tat ist, Dank zu sagen. Aber in dieser Stadt, wo jeder zur rechten Zeit sein reichlich Maß von Lob und Anerkennung erntet, wird es stille sein, wenn es Karl Kraus zu feiern gilt; *das geistige Wien wird sich höchst ungeistig aufführen, wenn es sich als geistig bewähren soll*. Gehört aber das Verschweigen, das Karl Kraus seit einem Vierteljahrhundert widerfährt, nicht gleichfalls zu seinem Ruhme? Hat er sich nicht insbesondere die Ungunst der Presse rechtschaffen verdient? Und ist es nicht ein großes Verdienst, immer im Kampfe mit der seelentötenden Maschinerie, als die sich der moderne Zeitungsbetrieb darstellt, gestanden zu sein, ihr niemals auch nur die geringste Konzession gemacht zu haben? Wovon selbst die stärksten Geister nicht frei sind: dem Bedürfnis, sich mit den Zeitungen, die erhöhen können und zu erniedrigen vermögen, zu vertragen, das hat Karl Kraus in stolzer Unnahbarkeit immer verschmäht. Er hat nie eine Meinung unterdrückt, nie auch den Ausdruck der Geringschätzung und Verachtung gemildert, und mit Schopenhauer kann er sagen: »Überhaupt, wo ist eine Eitelkeit, die ich nicht gekränkt hätte? Man dient nicht der Welt und der Wahrheit zugleich.« Und wie triumphiert er nun über das bewußte und planmäßige Totschweigen, das ihm gegenüber geradezu das Gesetz der Wiener Presse ist? In ihrer papierenen Welt erscheint er nicht, aber alle, die Achtung vor geistiger Größe fühlen, wissen, was sie ihm schulden; sie glauben, ihn zu Tode geschwiegen zu haben, aber er wird immer lebendiger, sein Wirken immer tiefer; denn längst hat er den Wiener Umkreis überschritten und ist ein großer Besitz des gesamten deutschen Schrifttums geworden. Mehr als dies: das Einzigartige seiner schriftstellerischen Persönlichkeit, in der sich höchste Begabung mit Treue des Charakters eint, macht ihn geradezu zum Wertmesser der Literaten: ob sie echt und wahr, oberflächlich und verlogen sind, das erkennt man daran, wie sie zu Karl Kraus stehen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, von dem Meister der Sprache zu reden, der das kostbare Instrument mit einer Vollendung beherrscht, die nicht zu übertreffen ist; auch nicht von dem grimmigen Satiriker, der das Falsche und Zweideutige, das Gespreizte und Mißgestaltete, von dem die kapitalistische Welt voll ist, in allen Formen und Gestalten erkennt und restlos entlarvt; nicht einmal von dem großen Sittenrichter unserer Zeit, vor dessen unbestechlichem Sinn sich nichts behauptet, was durch ethischen Ge-

halt nicht geadelt ist. Aber wohl ist es unsere Pflicht, von dem Revolutionär Karl Kraus zu reden, der, ohne jemals einer Partei verbunden zu sein, zu dem, was sie Umsturz nennen, was aber in Wahrheit bedeutet, der Menschheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, der durch sein Wort allein zur Revolutionierung der Gehirne und Herzen so mächtig beigetragen hat. Worin hat die kapitalistische Ideologie, jener verruchte Optimismus, daß die kapitalistische Ordnung die beste aller möglichen Ordnungen sei, ihre zäheste Wurzel? In dem *Glauben* an sie; in der unausrottbaren Vorstellung, daß diese hierarchische Ordnung, die das Unten bedingt, damit das Oben erhalten werden kann, die dem menschlichen Bewußtsein, der menschlichen Bestimmung gemäße Ordnung sei. Deshalb ist diese kapitalistische Welt von lauter falschen Götzen bevölkert, angemaßten Autoritäten, die den Zoll der Ehrfurcht heischen, Gespenstern der Vergangenheit und Gegenwart, die den Weg der Zukunft versperren. Karl Kraus hat sie alle durchschaut, sie alle entgöttert; und nun wandeln sie, erkannt und verlacht, in ihrer Armseligkeit dahin, die mit den Masken und Gebärden, die sie zur Schau tragen, so schneidend kontrastiert. Vor diesem unerbittlichen Auge zerfällt der holde Schein, in den sich die kapitalistische Unnatur so gern hüllt, in nichts; er hat sie alle gewogen, die Rangs— und Geld— und Bildungsprotzen, und sie alle zu leicht befunden; und daß sie ihm nicht zu erwidern vermögen, vergelten sie ihm mit dem Schweigen, worin ihr ohnmächtiger Haß knirscht. Worauf beruht die hinreißende Wirkung dieser Satire auf die Jugend; die ungebrochen empfindet, nicht minder auf die Arbeiter, die den Mut der Leidenschaft besitzen? Ohne Zweifel ist Karl Kraus der witzigste Mensch, der in deutscher Sprache schreibt. Aber wenn es nur ein Witz wäre, der um seinetwillen da ist, der glänzen und blenden will, der mit den Dingen spielt: der hätte die enthusiastische Teilnahme, die Begeisterung, die Karl Kraus umrauscht, nicht erweckt. Das Revolutionäre dieser Satire, die bis zum Kern dringt, dem Kern aller Entartungen, als welche wir die kapitalistische Ordnung der Welt erkennen, das ist es, was die revolutionären Menschen gefangennimmt. Nicht so haben wir es uns vorzustellen, daß Karl Kraus aus einer politischen Einstellung oder aus einer wissenschaftlichen Überzeugung dieser Unrechtsordnung, von der sich die Menschheit noch nicht befreit hat, Fehde angesagt hätte; er ist ein *revolutionärer Geist*, weil er alles haßt und verachtet, was als verworfenes Unkraut aus der kapitalistischen Welt emporgeschossen ist. Und da in Wahrheit alles Revolution ist, was die Erbärmlichkeiten hinwegfegt, mit denen die menschliche Vernunft beleidigt und das menschliche Gefühl vergewaltigt wird; da alles Revolution ist, was die Altäre niederreißt, an denen den Aftergrößen dieser verrotteten Welt gehuldigt wird, so ist Karl Kraus, dessen Wort alle Stützen der kapitalistischen Gesellschaft ins Mark trifft, ein echter Revolutionär.

Aus diesem revolutionären Geiste hat Karl Kraus seinen großen Krieg gegen den Krieg geführt; einen Krieg, in dem dem Krieg auch nicht der geringste Pardon gewährt wurde. Was selbst die tapfersten Pazifisten unterjocht hat, die Tatsächlichkeit des Krieges, die es erheischt, daß er durchgekämpft werde, über ihn hatte es keine Macht. Er ließ sich den Krieg weder als historische Kate-

gorie noch als politische Notwendigkeit einreden; er sah nur das Unmenschliche des Krieges, den schändlichen Mißbrauch der Technik, die den Menschen zum gemeinen Objekt erniedrigt; er sah den Übermut der Ämter, die Qual der Soldaten; er sah die Scham der leidenden Kreatur und die Schamlosigkeit aller derer, die sich's »zu richten« getroffen hatten; er sah den Krieg, *wie er ist*; und so zeigte er ihn der Welt, die dann aufschrie: Nie wieder Krieg! Welch ein Buch, »Die letzten Tage der Menschheit«! Was sind all die braven Anti—Kriegsbücher gegen das höllische Feuer, das hier brennt, gegen diese Riesendichtung, in der alles eingefangen ist, was den Krieg begleitet hat, das Hinterland und die Front, das Grauen und das Mitleid, das schnöde Extrablattgeschrei der Zeitungen und die furchtbare Vertiertheit der Schlacht, die Lüge des Patriotismus und der Schwindel des Sieges; in der es dampft, zischt, brüllt, in der der empörte Hohn des verletzten Menschtums die Laster anfällt und der doch auch die zartesten Töne des innigsten Mitgefühls nicht fehlen! Wo gibt es in der zeitgenössischen Literatur etwas, das diesem fünften Akte vergleichbar wäre: wo die fahlen Blitze zucken, der Donner grollt, der Aufruhr der Elemente tobt, der militärische Zusammenbruch sich zur Vision des Unterganges einer Welt steigert! Und trotz seiner zyklopischen Ungefügigkeit ist dieses Schreckensgemälde doch immer ein großes Kunstwerk! Man reiche ihm den Preis!

Als der revolutionäre Geist, der er ist, hat sich Karl Kraus auch nach dem Umsturz bewährt: obwohl ein feingestimmter, eigenwilliger Künstler, hat er dennoch die Notwendigkeit der demokratischen Entwicklung voll begriffen und liebt die Republik. Es ist nur eine schale Verkennung, ihm vorzuwerfen, daß er einmal, bis zum Kriege, auf der anderen Seite der Barrikade stand; was ihn dorthin trieb, war der Widerwille gegen die schmatzende und schmarotzende Geldbourgeoisie, war die Reaktion gegen die Anmaßlichkeiten einer Klasse, die ihre Raffgier als ästhetisches Gleichmaß verklären wollte. Aber als die große Wende kam, da sich der Charakter zu erweisen hatte, hat auch Karl Kraus, der immer auf einer höheren Zinne stehen wollte, Partei ergriffen; Partei gegen die Monarchie und ihre Nutznießer, Partei für die Republik und ihre Träger. Und vor allem Partei für die Enterbten und Bedrückten, für die Gepeinigten und Gedemütigten, deren Schmerzen er mitfühlt, deren Sehnsucht in ihm widerklingt. Daß er geradezu allen Ertrag seiner Vorlesungen wohltätigen Zwecken zuwendet, ist nur das Gleichnis seiner Liebe zu den Armen. Nicht etwa, daß er sich in dem »Bemitleiden« erschöpfte, wozu sich die bekannten »Gutgesinnten [1]« aufzuraffen pflegen, wenn sie sich ein gutes Gewissen verschaffen wollen, sondern er schätzt die »Niedrigen« als die eigentlich einzigen reinen und freien Menschen. Ein Künstler, der ein revolutionärer Mensch ist.

Die literarischen Menschen könnten viel nachdenken über diesen Schriftsteller, der fünfundzwanzig Jahre schreibt, aber auch nicht eine einzige Zeile geschrieben hat, die nicht innerstem Antrieb entsprungen wäre, der schon darin ein Phänomen ist, daß er in der kapitalistischen Welt nicht für Geld schreibt. Sie würden viel

1 Heute nennt man dieses Gesindel, die gern auf Kosten der Allgemeinheit Gutes tun, Gut— Best— und Allerbestmenschen, auch Dippelplusgutlinge.

auszusagen haben über diese Magie des Wortes, in der, wie in einer Symphonie, alles widerklingt, was das menschliche Herz bewegt; über diese Sprachgewalt, die alle Register des gedanklichen Ausdruckes souverän beherrscht. Wir Sozialdemokraten wollen den revolutionären Geist grüßen, der die haßt, die wir hassen, die liebt, die wir lieben. Indem er alle trifft, die, in tausend Verkleidungen, die Stützen und Ausbeuter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung sind, hat er, bewehrt nur mit seinem strahlenden Worte, aus seiner Einsamkeit heraus revolutionierend gewirkt.

Berthold *Viertels* Rede zur Berliner Uraufführung ist im Programmheft der »Truppe«, die Wiener Vorrede als Broschüre im Verlag R. Lányi erschienen. In dem gleichen Verlag eine Schrift von Max *Rychner* (Zürich) »zum fünfundzwanzigsten Jahrestag des Erscheinens der 'Fackel'«, mit einem Bild nach einer Aufnahme von Mechtilde Lichnowsky. Auszüge aus dieser Schrift mit Vorbemerkungen brachten der Berner '*Bund*' (13. April), die '*Frankfurter Zeitung*' (15. April), der 'Sozialdemokrat' (Prag, 27. April) und die '*Weltbühne*' (Nr. 18).

'*Prager Tagblatt*' (27. April):

Ludwig *Steiner*: Karl Kraus zum 50. Geburtstag.
Wer der Zeit und den Zeitgenossen zu Willen ist, braucht sich nicht darum zu sorgen, daß ihm an irgend einem Punkt seines irdischen Daseins sein gebührendes Maß bürgerlicher Anerkennung zuteil wird. Den unbequemen Widersprecher verfolgt der beleidigte Instinkt der in ihrem Behagen gestörten kompakten Masse der Mitlebenden. Seine Motive werden verdächtigt, sein Werk wird verunglimpft. Der Vorwurf, er sei nur ein Zerstörer und kein Schaffender, ist noch der gelindeste Schimpf, den man seinem Namen anhängt. K. K. hat in den mehr als dreißig schöpferischen Jahren seines nunmehr fünfzigjährigen Lebens diese Rache eines gekränkten Banausentums gründlich zu spüren bekommen. Wenn trotzdem heute die Mauern durchbrochen sind, mit denen Mißverstand und böse Absicht den Kreis seiner Wirkung möglichst eng zu umgrenzen suchte, wenn sein Wort dorthin gelangt, von wo man es fernhalten wollte und wenn er sogar eine Art Jubiläum feiern kann, so bedeutet das wahrhaftig nicht, daß er kompromißhaft in die breite Bahn einer ungefährlich gewordenen Gemütlichkeit eingebogen ist, der man verflossene aufrührerische Jahrzehnte gern verzeiht: vielmehr ist es die Stärke der Persönlichkeit, die den Bann bezwungen hat, und vor allem wohl auch die endlich gewonnene Erkenntnis; daß K.'s scheinbar destruktive Art einen zutiefst positiven Grundzug besitzt. Denn dieser gewaltige Kampf, den er ein Menschenalter hindurch gegen alles führt, was in Literatur, Politik, öffentlichem Leben ein geschwätziges Ansehen genießt, wird ja nicht um seiner selbst, willen ausgefochten — trotz aller polemischen Freude, die K.'s Satire zu einer unvergleichlich genußvollen Dichtung macht. Es könnte sonst wohl auch nicht sein, daß diese Aufsätze, in weiträumiger und dauerhafter Buchform, sich über den Tag und den Anlaß hinaus behaupten. Aber nicht nur, daß die Satire als Kunstwerk lebendig bleibt und mit den Jahren immer noch lebendiger wird, zeugt für ihren konstruk-

tiven Eigenwert. Wer heute — von der »Demolierten Literatur« an bis zum »Traumstück« — die Lebensarbeit K.'s überblickt, muß die große Einheit dieses in Bücherreihen sich türmenden Werks erschauen, das immer Kampf, immer aber auch Dienst war: Dienst an der gottgeschaffenen Natur, die gegen beschmutzenden Zugriff zu schützen K. die Qual des eifernden, zornigen Priesters auf sich genommen hat.

Es gehörte eine gewaltige geistige und sittliche Kompetenz dazu, sich dieses Berufs zu vermessen. K. besaß sie: die eine Kraft eines Ingeniums, dem bei Betrachtung der geringsten, im Tagesbericht versteckten Episode letzte Folgen offenbar wurden, die andere durch freiwilligen Verzicht auf die literarischen und gesellschaftlichen Ehren, die ihm seine einzigartigen Gaben, weltläufig angewendet, schon in seinen jüngsten Jahren hätten eintragen müssen. Er zog es vor, seine »Fackel« herauszugeben, die sich bald in jeder Hinsicht von aller übrigen Zeitschriftenliteratur unterschied, nicht nur dadurch, daß sie auf die legalste finanzielle Unterkellerung verzichtete, Abonnenten lieber verscheuchte als warb, sondern auch durch die Auswahl der Mitarbeiter, die der Herausgeber nicht in den Reihen beliebter, sondern unpopulärer Autoren suchte, bis er schließlich auch diese entfernte und das Amt des Schreibers, Redakteurs und Verlegers in seiner Person vereinigte. So ist er in einer wahrhaft glänzenden Isolierung durch die Dezennien geschritten, sich selbst vom Literaturbetrieb hartnäckig absondernd, durch diese freigewählte Abseitsstellung aber auch wie niemand anderer befähigt, jegliche Erscheinung, die ihm ins Blickfeld geriet, vor sein Gericht zu ziehen. Er war in der beneidenswerten Lage, nur dann sprechen zu müssen, wenn er aus innerstem Antrieb zu sprechen hatte. Daß er in einem Vierteljahrhundert zu hunderten von Ereignissen seinen Kommentar gegeben, mit hunderten von Menschen, und mit manchen davon hundertfältig sich auseinandergesetzt hat, beweist, in wie weitem Bogen sich der feurige Kreis seiner Betrachtung ausspannte. Seine unglaubliche, für jeden Eindruck empfängliche Reizbarkeit trug ihm, der mit der Welt kaum in Berührung kam, doch aus aller Welt den satirischen Stoff zu. Seine erregten Nerven gaben sich mit Wollust der Berührung mit Schmählichkeiten preis und antworteten mit künstlerischen Entladungen. Die Tausende von Lesern, die K. K. für einen Wiener Lokalsatiriker hielten, über dessen Sottisen man sich harmlos amüsieren könne, mußten bald den Irrtum erkennen. Das Motiv zwar, das ihn zum Schreiben trieb, konnte nicht winzig genug sein; jedoch unter seiner Hand wuchs es zum Exempel, das ins Kulturphilosophische, ins Metaphysische ausmündete. So ballten sich die Glossen, mit denen er die Notizen der Wiener Tagespresse begleitete, zur tiefsten und glühendsten Abrechnung mit der Presse überhaupt zusammen, in welcher er die Macht erkannte, die, mißbraucht, dem zeitunglesenden Menschen, also der ganzen Menschheit, das Bild der Gotteswelt entstellen und verfälschen kann. So wurden seine Bemerkungen zu Wiener Gerichtsfällen der wertvollste Beitrag zu dem Thema Sittlichkeit und Kriminalität, ein großartiger Kampf für das Recht, das mit dem Menschen geboren ist, ein Kampf insbesondere für das Recht der Frau auf ihre naturverliehenen Instinkte. Ein imposanter Anblick

war es, K. im Zusammenstoß mit den wechselnden Erscheinungen, die an ihn herangerieten, wachsen und sich wandeln zu sehen. Wenn er heute in vielen Dingen anders orientiert ist als vor zehn, fünfzehn Jahren, so kann nur der schlechte Betrachter darin einen wirklichen, wesentlichen Widerspruch erkennen. Denn gerade darin ist er beispielhaft für den Entwicklungszwang, dem der denkerische und schöpferische Mensch unterliegt. Konnte es scheinen, daß er vor dem Krieg den Standpunkt des Ästheten behauptete, der in der Schönheitsverehrung unsentimental wird, so ist der Weltkrieg in seine Lebensbahn als ein Ereignis eingebrochen, das ihn zum Monomanen des Sittengesetzes machte. Und wieder hat er diesen Krieg, dem sein größtes, achthundertseitiges Werk entwachsen ist, nicht mit den Augen des Politikers, sondern mit denen des Künstler—Menschen gesehen. Gleichgültig blieben ihm die strategischen Vorgänge, aber umso unbezwinglicher sprang ihn die auf der Gasse erschaute, im Kaffeehaus erlebte, im Lokalbericht gelesene Einzelheit an, die, oft nur chronikartig wiedergegeben, ein phantastisches Gemälde entstehen ließ, dessen erschütternde Wahrheit den Eindruck und die lehrhafte Wirkung ganzer historischer Bücher und Memoirenwerke übertrifft. Der Mann, der den Tiefebenen der Politik nie Interesse abgewonnen hat, ist der eindringlichste Deuter der Zeitgeschichte geworden.

Konnte er als Verneiner, als grundsätzlicher Pessimist, als einer, der mit schwarzer Brille ins Leben blickt, einen Einfluß gewinnen, wie er — wenigstens was die Intensität der Wirkung betrifft — nicht vielen Autoren vergönnt ist? Schon der ethische Zug seines Denkens und Dichtens müßte die Frage verneinen lassen. Die stete Bereitschaft, Schlechtigkeiten zu agnoszieren, bedeutet nicht, daß einer, der diese Position hält, nichts als Schlechtigkeit rund um sich sieht. K. glaubt an den Menschen; er würde sonst nicht zu ihm sprechen. Er glaubt auch, daß die Menschen, die jeweils seinem Wort zuhören, der Lehre zugänglich sind. Darum verschmäht er auch nicht — was ihm nur Unverstand übelnehmen kann — ihren Beifall, als Bestätigung des Willens, sein Gesetz, das Gesetz der gerade gewachsenen Vernunft, zu befolgen.

K. K. begreifen heißt nicht, seine einzelnen polemischen Attitüden übernehmen — denn seine Satire und Dichtung vermag Freude, aber nur beim schlechteren Leser Schadenfreude zu wecken und man kann ihn aufs innigste verstehen und dabei doch manches Objekt seines Spottes schätzen — sondern: mit geschärftem Blick Zusammenhänge erkennen, die er so klar wie kein anderer bloßgelegt hat, Ehrfurcht lernen vor Natur und Geist. Als Satiriker und Dichter, als Verkünder des eigenen und des geistverwandten fremden Wortes hat er nie ein höheres Ziel gekannt als dieses tiefsittliche. Der nunmehr dreißigjährige, ergreifende und aufregende Krieg, den ein leidenschaftlicher Mensch gegen das Spießertum in allen seinen Gestalten führt, erhält durch die Idee, in deren Namen er ausgekämpft wird, seine schönste und würdigste Beglaubigung.

'*Das Tribunal*' Internationale Justiz— und Kriminal—Zeitung, I. 2:

Der Fackelträger

der das silberne Jubiläum seiner Künstlerschaft und das goldene seines Lebens uns feiern läßt, während er selbst einsam den von ihm erhellten Weg fortwandelt, ein Unsterblicher inmitten vergänglicher Lober und Scheiterer, Lucifer tonans, kann den Zufall, mit Marconi gleichzeitig ein halbes Jahrhundert vollendet zu haben, in saecula saeculorum zum Gesetz erheben. Das Wunder der Technik und das Wunder der Sprache, sie haben es beide wahr gemacht, Licht und Schall auf Wellen des Äthers weiterzuschwingen, den Menschen Aug' und Ohr zu öffnen, damit die ewig Blinden und Tauben ihrer Sinne froh wurden. Und wenn die Geschichte der Wiener Bürgermeister ausgelöscht würde bis auf den Gruß des Präsidenten Seitz an den »Verjager der alten Gespenster«, so bliebe genug des Rühmlichen übrig ...

Es gab eine Zeit, da die jungen Staatsanwälte während der Verhandlung unter dem aktenbeladenen Tisch heimlich die »Fackel« lasen, nein, verschlangen, und manch armer Sünder mag erstaunt gewesen sein ob der Zerstreutheit seines Anklägers, der plötzlich alle Schneidigkeit verlor. Vielleicht sind aus diesen unaufmerksamen Staatsanwälten jene seltenen Richter geworden, die durch die Ruhe und Klarheit des Urteils so wohltuend von anderen abstachen, denen niemals Sittlichkeit und Kriminalität in ihren geheimen Zusammenhängen offenbar wurden. Die jungen Staatsanwälte nahmen ihn vielleicht als einen der ihrigen, weil er seine Anklagen in die rote Robe der »Fackel« hüllte, er aber war längst der Richter über die Richter geworden, die er vor sein Revolutionstribunal beriet und in seinem heiligen Zorn verdonnerte.

Nun steht er gleichweit von Sonnenauf— und —niedergang. An Güte eine Tolstoi—Erscheinung, verschenkte er die Reichtümer, die er sammeln hätte können, an Bedürftige und Hilflose. Im Hassen unversöhnlich, mit dem Grimm des reißenden Löwen fiel er die Großen der Erde an und gab sie nie mehr frei. Seine Stimme blieb im Papier ungebändigt, in der Rede fort und forttönend, ein Flammenwerfer gegen die Dummheit auf tausend Thronen. Dem kühnen Fackelträger einer Menschengeneration bringt die Jugend ihren Jubel, das Alter seinen Dank entgegen, die Mitwelt will sich aber noch lange ihres Führers freuen.

Nun, die Erziehung der Richter halte ich für eine meiner geringsten Leistungen und auf die jungen Staatsanwälte, die heimlich unter der Anklagebank die Fackel lasen, bin ich wahrhaftig nicht stolz. Heute, wo sie erwachsen sind und wo wir es tagtäglich erleben, daß der Talar so ziemlich alles birgt, was wir schon im Zivilkleid hassenswert finden, kann ich beim besten Willen zu ihren Gunsten nichts anderes sagen, als daß man nicht generalisieren darf. Und das räume ich doch sogar den Generalen ein.

'*Die neue Wirtschaft*', Wiener Organ für Finanzpolitik und Volkswirtschaft, II. 19:

Väter und Söhne

Von Prof. Dr. Max Graf

Vor kurzem wurde in Wien der fünfzigste Geburtstag K. K.'s gefeiert und das literarische Haus des starken Schriftstellers mit Lorbeer und Blumen bekränzt. Jahrelang viel verlästert, zum Lokalsatiriker hinabgesetzt, totgeschwiegen, sieht sich K. K. heute sogar von einem Teil der Wiener Zeitungen gefeiert, denen sein kämpferischer Zorn gegolten hat, denn Ruhm ist eine Macht und K. K. ist ein berühmter Mann geworden gegen den Willen eines großen Teiles der Wiener Gesellschaft, deren Würdemenschen, Reklamejägern, angemaßten Autoritäten er die Masken vom Gesicht gezogen, gegen den Willen der Zeitungen, deren papierenes Hohepriestertum er nicht anerkannt hat, gegen den Willen der kompakten Majorität, der er als Einzelner gegenübergetreten ist. Wiener Ruhm ist im allgemeinen Gesellschaftsruhm. Alles hängt hier zusammen, ist verbandelt, assekuriert sich durch gegenseitiges Lob, ist glatt, gefällig, liebedienerisch, man lebt in einer Stadt, in der feste Charaktere wie Kürnberger sofort in einen Winkel gedrängt werden, in der das mutige Wort mit Totschweigen bestraft wird. — — Wehe, wenn in dieser Stadt der Gefälligkeiten einer aufsteht, der bei diesem Spiel nicht mittun will! Er wird verfehmt, verbannt, »nicht gedacht soll seiner werden« und die großen Zeitungen, welche jeden gefälligen Feuilletonisten, jeden glatten, mittelmäßigen Schreiber bei Lebzeiten dithyrambisch preisen und nach dem Tod feierlich aufbahren, haben für den starken unabhängigen Charakter nur ein Stillschweigen.

Karl Kraus hat es gewagt. Er könnte heute in der »Neuen Freien Presse« der Nachfolger Daniel Spitzers sein, die Gesellschaften alter und neuer Kreise würden sich um ihn als Tafelputz reißen, sein neuestes Witzwort würde durch Wien getragen, der Meister des Stils gepriesen werden. Er hat es vorgezogen, Karl Kraus zu bleiben, ein Kämpfer gegen alle Talmifassaden seiner Stadt, ein Kämpfer gegen alles Unechte, Hohle, Verderbte seiner Zeit. Niemals hat es bei dem innerlich fast kindlich zarten, frauenhaft weichen, enthusiastischen Mann einen Moment der Abspannung gegeben, niemals war er versucht Kompromisse zu schließen, immer bewahrte er seine Schärfe, seine unbeirrbare Rücksichtslosigkeit, den durchschauenden Blick, vor dem nichts bestand: kein höfischer Glanz, keine gesellschaftliche Macht, kein konventioneller Ruhm, keine Zeitungslüge, keine Allerweltsphrase. Wenn man die roten Hefte der »Fackel« später lesen wird, wird man einmal Wien sehen, wie es wirklich war, die Zeit, wie sie in Realität ausgesehen hat, die berühmten Männer, wie sie nach ihren wahren Werten zu beurteilen sind [1]. Man wird den von Wien aus entzündeten Weltkrieg besser kennenlernen als aus Geschichtsbüchern und Memoiren. Man wird die Entartung der Nachkriegszeit realistisch sehen. Hunderte Wiener Publizisten, mit Würden behängt, mit pomphaften Nekrologen eingesargt, werden vergessen sein. Diesen wird die Zeitgeschichte und die Gesellschaftsgeschichte nennen. Einen dichterischen Menschen, dessen Phantasie ein reines Weltbild in sich getragen hat, vor dem die Realität der Zeit und ihrer Menschen zu phantastischem Spuk wurde. — —

1 d'Alemberts Beschreibung des Tempels des Ruhmes in meinem “Dictionnaire Personen“!

Ferner sind Artikel in der '*Neuen Zürcher Zeitung*' (von E. K., 27. April), in '*Narodni Osvobozeni*' (Prag, 29. April), '*Tribuna*' (Prag, 1. Mai) und '*Pritomnost*' (Prager Wochenschrift, Nr. 17) bemerkt worden.

In der reichsdeutschen Presse sämtlicher Parteien, mit Ausnahme jenes Auszugs in der 'Frankfurter Zeitung' keine Zeile.

Von den zitierten Fällen abgesehen, schwieg auch die sozialdemokratische Presse Österreichs und der Tschechoslowakei. Von der kommunistischen meldete sich die '*Ostböhmische Arbeiter—Zeitung*' (Reichenberg—Trautenau, 9. Mai, von Isaak Reismann), und der Reichenberger '*Vorwärts*' (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Berliner Rückwärts) brachte einen längeren Artikel (von P. R., 4. Mai), dem eine Stelle entnommen sei:

> Der große Repräsentant dieser rücksichtslosen Kritik der modernen Gesellschaft ist Karl Kraus, dessen 50. Geburtstag in diese Woche fiel. Diejenigen, die vor zwei Jahren dem 60jährigen Gerhart Hauptmann zujubelten, die offiziellen Repräsentanten von Ebert—Deutschland, schweigen an diesem Tage. Aber das revolutionäre Deutschland, das proletarische Deutschland, tritt nun hervor, um einen seiner Vorkämpfer zu ehren.

Davon ist kaum etwas sichtbar geworden und das Ebert—Deutschland hat sich gerade bei dieser Gelegenheit rechts, links und in der Mitte ganz als solches bewährt.

Umso herzlicher mein Dank an die wenigen, die doch überraschend viele waren und die schon durch ihren Gruß an mich dargetan haben, daß sie sich in dieser Kulturzone nicht so behaglich fühlen wie die alle Zukunftshoffnung erdrückende Majorität. Dieser Dank wird nicht so rasch verwelken wie die Herrlichkeit der Blumen, durch die sie mich dennoch mit dem Frühling und ihrer Freundschaft verbunden haben.

Glossen

Trotz Referenzen

Berlin, den 5. 3. 24

Anläßlich Ihres 50. Geburtstages, zu dem wir uns unsere ergebensten Glückwünsche auszusprechen gestatten, ist von Seiten der illustrierten Presse vielfach das Ersuchen um Beschaffung einer Aufnahme Ihrer gesch. Persönlichkeit an uns ergangen.

Wir gestatten uns daher hiermit die ergebenste Bitte um leihweise Überlassung einer Fotografie zum Zwecke der Verbreitung in illustrierten Zeitschriften auszusprechen.

Das Bild geben wir Ihnen sofort unbeschädigt zurück, wie wir auch nicht verfehlen werden, Ihnen diejenigen Zeitschriften kostenlos zugehen zu lassen, die das Bild zum Abdruck bringen.

Da wir glauben, durch unsere Bitte einem Wunsche der Allgemeinheit gerecht zu werden, hoffen wir gern auf Erfüllung derselben und zeichnen, *Referenzenliste* ergebenst beifügend,

mit vorzüglichster Hochachtung

Anlage! Atlantic Photo—Co.

Trotz den Referenzen von

Generalfeldmarschall von Hindenburg, von Ludendorff, Fritzi Massary, Prof. M. Reinhardt, Fried. Krupp, Erika Gläßner, Henry Porten, Hermann Bahr, Walter Bloem, Reichspräsident Ebert, Hugo Stinnes, Prof. Dr. Steinach, Anita Berber, Liga für deutsche Kultur

die alle die besten Erfahrungen gemacht hatten — habe ich es nicht getan.

* * *

Etwas übertrieben

Aus »Was ich zu sagen habe« von Milica Vukobrankovics:

> Ich scharrte mein Gabelfrühstückgeld zusammen und kaufte mir heimlich jedes Heft der *»Fakel«* sofort wenn es erschienen war. Ich verstand ja nicht alles, was drinnen geschrieben stand, aber ich fühlte manches instinktiv und ich habe damals *vor allem meine Sprache an der »Fakel« gebildet.*

* * *

No also!

Die Neue Freie Presse, die vor noch nicht zehn Jahren den »Fischen, Hummern und Seespinnen der Adria« als Lebensunterhalt die Bemannung des »Leon Gambetta« wie auch anderer torpedierter Schiffe vom Herzen gegönnt und sich gefreut hat, wie »bitterer denn je« die Adria sein müsse, »über deren blaue Fluten der Verwesungsgeruch der gefallenen Befreier vom Karstplateau streicht«, und die Reichspost, die wieder mehr eine Genugtuung daran finden mochte, daß »tschiff, tscheff, tauch, der Wallisch liegt am Bauch« und daß jene dort »könnan nimma Katzl mach'n, es tuat halt gar zviel krach'n«, denn »nun werd'n sie fest gedroschen auf ihre freche Goschen, und anstatt Trieste da kriagns Hiebe feste, und im Land Tirol kriagns a den Hintern voll« — also diese verschiedenen Exponenten der österreichischen Kultur sind jetzt sehr glücklich darüber,

> daß zwischen den beiden benachbarten Ländern nicht bloß Beziehungen politischer Natur bestehen; in der Tat sind ihre Bewohner *seit langem* auch durch *Bande geistiger und kultureller Wechselwirkung* vielfach miteinander *verknüpft*.

So nämlich versicherte das Staatsoberhaupt dem neuen italienischen Gesandten und meinte, daß »die österreichische Regierung alles tun werde«, um ihn in der Erfüllung des Vorsatzes zu unterstützen, »die zwischen den beiden Staaten herrschenden freundschaftlichen Beziehungen

> *zu vertiefen und auszubauen.«*

No also; und schließlich, eine Abwechslung muß sein. Nicht nur in dem Punkte, daß eben in jenen Zeiten, in denen die Neue Freie Presse und die Reichspost den Erbfeind besiegten, immer nur ausgebaut und vertieft wurde, sondern auch darin, daß der Ausbau sich früher bloß in dem Resultat: »Da lieg'n sie nun die Schurken mit eingedroschner Gurken« zu erkennen gegeben hat und die Vertiefung ausschließlich durch die Unterseeboote bewerkstelligt wurde. Jetzt sind eben andere, wenn auch nicht mehr so große Zeiten und darum auch andere und nicht mehr so schlechte Sitten. Und so lasset uns noch die weitere Wendung durch Gottes Fügung erhoffen, daß die Melodie vom vertieften und ausgebauten Bündnis sich nicht zur unendlichen Qual je-

ner herauswächst, nach der ehedem ausgebaut und vertieft worden ist und von der der alte Biach ein Lied zu singen wußte.

* * *

Wahrhaft staatsmännische Worte

> — — Die Astronomen sagen uns, daß der heutige Abend der *letzte Winterabend* ist und daß morgen Frühling wird. Wir Österreicher haben *den ersten Frühlingshauch verspürt*, als es uns gelang, das Interesse und die werktätige Solidarität fast aller Völker der Welt für unser gefährdetes kleines Land zu wecken. Dieser Solidarität verdanken wir unseren Wiederaufstieg. Ich glaube zuversichtlich, daß unter der zielbewußten Führung unserer beiden ausgezeichneten Gäste auch das Deutsche Reich *die Zone der Winterstürme* durchschritten und den Weg in einen *neuen Frühling* gefunden hat ... daß wir uns alle bald des wahren *Völkerfrühlings* erfreuen können, darauf erhebe ich mein Glas.

Seipel hatte die astronomische Gelegenheit sehr gut benutzt und wiewohl er von dem fortdräuenden Winter desavouiert wurde, so wußte jeder Festteilnehmer ganz gut, daß doch Frühling werden müsse. Marx [1] — der nicht zu Verwechselnde — rühmte denn auch die »wahrhaft staatsmännischen Worte« und gab der Überzeugung Ausdruck, daß die Kultur der Menschheit nur unter der Sonne des wahren Friedens gedeihen kann. Er folgte Seipeln auf dem einmal betretenen Wege nicht ohne bundesbrüderliches Verständnis und sprach von den »trotz der Kürze der Zeit von fruchtbarem Gedankenaustausch erfüllten Stunden«. Freuen wir uns, daß wir Deutsche, wenn wir einmal angeschlossen sind, zwei solche Kanzler haben. Bis dahin bleibt freilich die Frage offen, wer von beiden etwas davon hat, wenn Seipel und Marx ihre Gedanken austauschen, und warum wir zu diesem Ergebnis die Spesen eines Festessens zahlen müssen. Ich hab mir von der Reise ein Bild aus dem »Weltspiegel« mitgebracht, das Marxen zeigt, wie er in einer Umgebung von Männern im Winterrock, die auf den ersten Blick als deutsche Männer (nebst einer deutschen Frau) zu erkennen sind, im Freien, mitten in den Winterstürmen, »Deutschland Deutschland über alles« singt. Wirklich singt, mit offenem Mund, vor dem Reichstagsgebäude; und darunter sind die Noten gedruckt, die Musiknoten. Sonntag, den 24. Februar, man bestelle es. Ich reproduziere dieses Bild nur aus dem Grunde nicht, weil ich noch nicht des Pendants habhaft werden konnte, wie Seipel nach der gleichen Melodie »Gott erhalte« singt.

* * *

Das Modell

Daß der Hermann Bahr eine malerische Erscheinung ist, wer wüßte es nicht, der seines Wesens Spur aus Wort und Bild der Fackel dankbar empfangen hat? Wer erinnert sich nicht an die erschütternde Pieta [2], um die mich, der doch nichts als die Reproduktion einer Photographie vornahm, jeder Meis-

1 Wilhelm Marx, der deutsche Reichskanzler
2 s. Heft 632 Seite 70

ter ehrlich beneidet? Ob jener als greiser Bua auf eigenen nackten Beinen dasteht oder unter der Aufsicht der Mildenburg sinniert, ob er in der Salzburger Kirche auf den Knien liegt oder in einer Prozession u. a. bemerkt wird, ob er im wallenden Bademantel den Lido entlang schreitet oder durch sonst eine Form der Weltentsagung den Betrachter anzieht — es gibt doch immer etwas Apartes. Aber täuschen wir uns nicht, er selbst ist sich der malerischen Vorzüge seiner Erscheinung in hohem Grade bewußt. Und dieses Bewußtsein hat ihn kürzlich zu dem folgenden unbezahlbaren Bekenntnis seiner Unwiderstehlichkeit verführt:

> Ein Schüler der Lehranstalt für *künstlerische Photographie* bat, mich aufnehmen zu dürfen. Er hat bei meiner Ankunft eben Arbeit, so muß ich im Gang warten.
> Da kommt eine Schülerin vorbei, schlank, zierlich, etwas hochmütig, mustert mich und fragt: *»Wem sitzen Sie?«*
> Ich nenne Ihn. Sie hat mich indessen noch einmal von oben bis unten geprüft und sagt kurz: *»Kann ich Sie nicht auch haben?«*
> Vor dreißig Jahren hätte das schöne Geschöpf *mir das nicht zweimal sagen müssen*. Sie konnte gar nicht begreifen, daß ich dankend verneinte.
> *Mir aber tut es wohl, zu wissen,* daß ich, *wenn mir einst das Schreiben gar nicht mehr schmeckt, auch als Modell mein Brot verdienen kann: durch Schönheit.* Und sicherlich leichter, weil da doch *bei weitem die Konkurrenz nicht so groß ist!*

Und vor allen Bewerbern würde dann ich ihn haben wollen. Außer ihm freilich noch den Alfred Kerr. Von dem besitze ich eine Photographie, die, wenn ich das Reproduktionsrecht erlangen könnte — sie ist noch nirgendwo erschienen —, mir jedes weitere Wort über den Fall ersparen könnte. Ganz Europa würde sich nicht wenig wundern, ganz Deutschland sich an den Kopf greifen und fragen, wie dieser ihm so lange imponieren konnte. Die Wirkung wäre ekrasitartig. Das Mündchen! Aber ich will nichts verraten, denn vielleicht erhalte ich doch noch die Erlaubnis. Herrlich denk ich mir eine Gruppenaufnahme der Berliner Theaterkritik. Gott im Himmel, alle Zeitungen erscheinen jetzt illustriert, warum soll ich das nicht auch einführen. Indem ich die Zeitungsleute illustriere. Gewiß wäre es das richtigste, die ganze Arbeit, die ich mir jahraus jahrein mit der deutschen Literatur mache, dem Klischeemacher zu übertragen. Wenn sich die Lehranstalt für künstlerische Photographie nicht erbarmt, bin ich selbst bereit, alle die schönen Herren als Modelle zu beschäftigen. Da wäre »bei weitem die Konkurrenz nicht sei groß« und sie wie ich hätten ausgesorgt. Ich kann den Moment gar nicht erwarten, daß dem Hermann Bahr und mir einst das Schreiben gar nicht mehr schmeckt. Nämlich mir seines und ihm meines.

* * *

Schlagobers

Romain Rolland hat unter dem Eindruck der zweiten Aufführung von »Schlagobers« in einem Brief an einen Wiener Freund vom 13. Mai sich in folgender Weise über das neue Werk von Richard Strauß geäußert:

Lieber Freund!

»Schlagobers« hat uns sehr großes Vergnügen bereitet, sowohl meiner Schwester wie mir. Ich bin entrüstet über die Dreistigkeit der Kritik (*l'imprudice* de la critique). Die Musik ist immer schön, gesund und reizend; sie ist manchmal entzückend: sie hat eine rhythmische Vielgestaltigkeit, deren Wirkung oft neu und sehr unterhaltend ist. Ich bin überzeugt, daß viele von diesen Partiturseiten später populär sein werden.

Die Mise en scene von »Schlagobers« ist außerordentlich. *Die Revolutionsszene erstaunlich*. Die Spiele des Lichtes, die Bilder, die Farben *lassen an Breughel denken*, und die Schatten *an Rembrandt*. Kröllers Mitarbeit ist zu beglückwünschen.

Ihr treuer

Romain Rolland.

*

Zu dem im 'Tag' veröffentlichten Brief Romain Rollands über seinen Eindruck von der »Schlagobers«—Aufführung schreibt uns Rolland, daß es im Brief nicht »*l'impudice* de la critique«, sondern »*injustice*« (Ungerechtigkeit der Kritik) geheißen habe.

So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt, solche neben solchen, die in aller französischen Sprachverwirrung wieder mehr über die prudence, beziehungsweise pudence oder vielmehr justice de la critique entrüstet waren und die »Revolutionsszene« auch ihrerseits erstaunlich fanden. Was nun die Farben Breughels und die Schatten Rembrandts betrifft, so lassen mich diese an einen kunsthistorischen Freund denken, der noch viel vorurteilsvoller als ich alle Dinge, die sich innerhalb der Kunst begeben, wenn sie sich eigentlich ganz wo anders begeben sollten, mit einem offenen und einem zugekniffenen Auge betrachtet, mit einer Miene, die dann plötzlich des Einverständnisses habhaft wird und in eine Lache übergeht, welche die Düpierten und die Düpierenden der Kunstbetriebe gleich herzlich umfaßt. Eben dieses zugekniffene Auge sah ich schon lange auf Romain Rolland ruhen, der, alle auf die Menschheit abzielenden Bestrebungen in Ehren, am Ende doch etwas hat, was ursprünglich von Stefan Zweig ins Französische übersetzt wurde.

* * *

Reinhardt bekennt

daß »das Gelingen aller Theaterprogramme seiner Ansicht nach in erster Linie von den Schauspielern abhängt«. Wem sagen Sie das, pflegte man im Barockzeitalter auf so etwas zu antworten.

Das Josefstädter Theater, das ich mir mehr als irgendein anderes Theater gewünscht habe, ist für mein Empfinden ein geradezu unvergleichlicher Raum, um dort mit Schauspielern zu arbeiten. Seine Akustik ist wundervoll. Es erscheint mir wie eine alte Geige oder eine kostbare Schale. Man kommt dort dem Wesen einer künstlerischen Persönlichkeit so nahe wie nicht leicht in einem anderen Raum.

Das pflegt bei kostbaren Schalen der Fall zu sein. Und wenn nicht alles bei diesem Antiquitätengeschäft trügt, so wird man bald auf einer Larifari—Geige spielen.

* * *

Warum

in Wien, das ohnedies die Stadt der Lieder ist, ein Theater— und Musikfest stattfinden muß? Darum:

> Bundespräsident Dr. *Hainisch* sagte, daß die relativ günstige Stimmung des Auslandes gegenüber Österreich nicht zuletzt auch auf die Wiener Musik zurückzuführen sei. *Marchesa Torretta*, die selbst eine hervorragende Sängerin ist, habe ihm, als sie Wien verließ, gesagt: ein Land, wo die Musik *so im Volk wurzle* wie in Wien, gebe es in der ganzen Welt nicht wieder. Nun ist eines gewiß: *Die beste Begabung nützt nichts*, wenn sie nicht *entsprechend geschult wird*. Es ist *daher* sehr zu begrüßen, daß die Stadt Wien solche Meisteraufführungen der Wiener Musik veranstaltet, und dafür gebührt ihr der herzlichste Dank. (Lebhafter Beifall.)

Also die musikalische Begabung des Volkes, die an 350 Tagen im Jahr brach liegt, weil es da keine Oper, keine Operette, kein Konzert, keine Heurigenmusik gibt, wird durch das Fest der übrigen 'Tage bei entsprechenden Preisen und speziell durch Beethovens »Ruinen von Athen« geschult werden. Da wird die Marchesa Torretta eine Freud haben!

* * *

Unter anderm

> Das bisher in Aussicht genommene Programm umfaßt die folgenden Darbietungen

so heißt es in allen Blättern, nur in der Neuen Freien Presse heißt es:

> Das bisher in Aussicht genommene Programm umfaßt *unter anderm* die folgenden Darbietungen.

Wie gewissenhaft. Wegen des einen Namens, den sie in der amtlich mitgeteilten Liste der Theaterfestspiele ausließ, in der er ihr schon einmal durchgerutscht war. Sie hätte noch korrekter schreiben müssen: » ... umfaßt die folgenden Darbietungen und eine andere«. Und noch korrekter: » ... und von einem andern«. Ich bin sicher der einzige Mensch in Wien, der bisher u. a. nicht genannt war. Jetzt nennt sie mich: »unter anderm«. Mit einem Wort: Weit gebracht.

* * *

So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt

Aus »Gespräch mit Masaryk« von Heinrich Mann ebendaselbst:

> — — Skeptische Bemerkung über einen Schriftsteller, der katholisch wurde. Man hört heraus: »Der betet, anstatt zu bessern.«

Könnte er auch nicht.

> Aber auch *von einem anderen*, der in umfassender Weise bessern möchte: »Ich glaube nicht, daß er praktisch viel erreicht.«

Will er auch nicht.

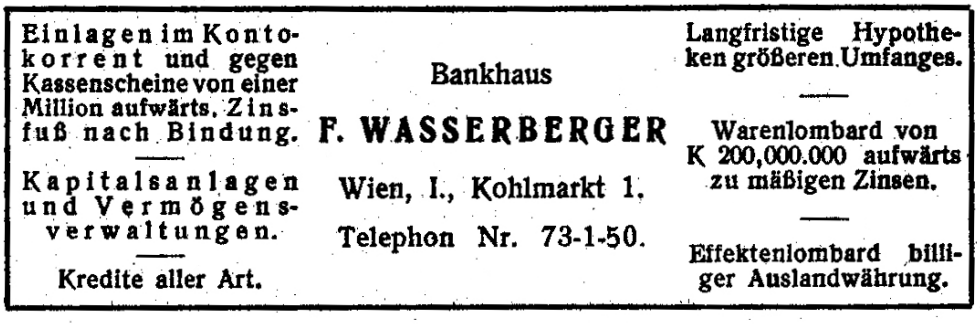
An den Staatsanwalt

Wenn Sie es schon nicht mit den Kreuzeln so genau nehmen, so sollten Sie doch untersuchen, ob sich die Neue Freie Presse nicht der Mithilfe am Betrug in dem folgenden Falle schuldig gemacht hat: Sie schrieb Samstag, 2. Februar 1924, auf Seite 11:

> *[Die Flucht eines Bankgeschäftsinhabers.] Seit Beginn dieser Woche* ist, wie schon berichtet wurde, der Bankgeschäftsinhaber Felix *Wasserberger*, 1. Bezirk, Kohlmarkt, *abgängig*. Er gehörte der Börse nicht als Mitglied an. In Döbling, wo sein Vater Hausadministrator und Realitätenvermittler war, ist er ziemlich bekannt. Bei der Polizei war bis heute zwar eine Abgängigkeitsanzeige eingelaufen, die von Verwandten Wasserbergers erstattet worden ist, aber keine Strafanzeige, obwohl die Gläubiger, das sind zumeist die Kommittenten des flüchtigen Bankiers, von dessen Verschwinden bereits Kenntnis hatten, und sich viele von ihnen in großer Aufregung vor dem gesperrten Büro Wasserbergers auf dem Kohlmarkt eingefunden hatten. Heute lief die erste Strafanzeige ein, allerdings auch nicht eine von seiten der Kommittenten erstattete, sondern der Garagenbesitzer, der von Wasserberger für geliefertes Benzin und Garagenmiete anderthalb Millionen zu fordern hat, war der Urheber dieser ersten und einzigen Betrugsanzeige. Da sich Gläubiger bisher nicht gemeldet haben, ist die Höhe des Schadens noch nicht bekannt. An Aktiven wurden nur Aktien im Werte von einer Million vorgefunden. *Das Bankgeschäft Wasserberger war eines jener Winkelgeschäfte, deren Praxis darin besteht, durch Verheißung großer Zinsen Kommittenten anzulocken und mit den ihnen abgenommenen Geldern Wuchergeschäfte zu betreiben*, aus deren Ertrag den Kommittenten ihre Zinsen bezahlt und der mehr oder minder luxuriöse Lebenswandel des Unternehmers bestritten werden soll.

Diese Stigmatisierung einer Winkelbank durch die Neue Freie Presse ist zweifellos zutreffend. Wie übt aber eine solche die Praxis aus, die darin besteht, durch Verheißung großer Zinsen Kommittenten anzulocken und mit den ihnen abgenommenen Geldern Wuchergeschäfte zu betreiben? Sie muß sich dazu der Presse bedienen, sie muß den Kundenfang durch teuer bezahlte Annoncen vornehmen, die ihr Betriebsstoff sind wie das Benzin fürs Automobil.

Dienstag, 29. Januar 1924, auf Seite 6 hatte deshalb die Neue Freie, Presse die folgende, über die ganze, Breite des Blattes sich erstreckende Annonce gebracht:



Aber ich weiß ja, Sie werden es nicht tun. Und zwar gebe ich Ihnen, hierfür die folgende juristische Erwägung an die Hand: Als die Annonce (die

vielleicht längst bezahlt war) erschien, war der Betrüger bereits abgängig und sie konnte deshalb keine Kommittenten mehr anlocken und keinen Schaden mehr stiften. Daß sie wiederholt vorher erschienen ist, kann man vermuten, da man ja nicht gut annehmen kann, daß der Betrüger sich erst von einer Annonce, die nach seiner Flucht erschien, einen Erfolg versprach. Aber man muß es nicht wissen und besser, man schaut nicht nach. Und da die Polizei ihre Razzien auf viel weniger gefährliche Gebiete der Prostitution konzentriert, so ist weiter keine Zufuhr von Beweismaterial zu befürchten. Die Frage, wozu es eine Preßpolizei gibt, wäre trotzdem zu beantworten. Das einzige Delikt, das für sie auch durch eine Druckschrift und durch den Annoncenteil einer Druckschrift begangen werden kann, ist das der Kuppelei. Zwar nicht, wenn es in der Neuen Freien Presse begangen wird oder im Neuen Wiener Tagblatt, dessen Spezialität ja seit Jahrzehnten die Förderung des Freudenlebens ist und das vom Ertrag dieses lukr. Geschäfts schon manch ein tol. Haus hätte erwerben können, wohl aber wenn der im Judenbund gebändigte christlichsoziale Moralkoller gegen einen kleineren Pornographen, der sich selbständig gemacht hat, frei wird. Aber die Preßpolizei müßte doch eigentlich wissen, daß es noch außer der Kuppelei Delikte gibt, die im Annoncenteil der Zeitungen begangen werden können und täglich begangen werden, vor allem das des Betrugs, und eigentlich wäre es nicht meine, sondern ihre Pflicht, solche Fälle zu bemerken, zumal dann, wenn ein Blatt selbst so entgegenkommend ist, sie mit der Nase, die ihr für diese Dinge fehlt, darauf zu stoßen. Selbst wenn die redaktionelle Verantwortung nicht ganz so den Annoncenteil wie den redaktionellen, der ja gleichfalls ein Annoncenteil ist, zu decken hätte, so wäre doch ich der lebendigste Beweis dafür, daß die Neue Freie Presse sich auch mit dem Inhalt bezahlter Einschaltungen identifiziert und diese weit sorgfältiger als den Text ihrer Mitarbeiter redigiert, da sie ja doch nicht zögert, das Geld für die eine Zeile in einer Konzertnotiz, welche den Vortrag vertonter »Worte in Versen« durch eine Opernsängerin ankündigen soll, zu verschmähen. Zu ihrer Ehre aber sei gesagt, daß sie gewiß auch eine Annonce von mir ablehnen würde, wenn ich ein Bankgeschäft eröffnen wollte, dessen Praxis darin bestünde, durch Verheißung großer Zinsen Kommittenten anzulocken. Sie würde sich da keineswegs der Mithilfe am Betrug schuldig machen wollen. Interessant, immerhin auch für Sie als Staatsanwalt, dürfte nun sein, zu erfahren, ob sich die Neue Freie Presse nicht unter den Gläubigern des Bankhauses Wasserberger befindet, das ihr vielleicht doch die Annoncengelder schuldig geblieben ist, wie dem Garagenbesitzer das Benzin, und ob sich nicht ihr Vertreter in großer Aufregung vor dem gesperrten Büro auf dem Kohlmarkt eingefunden hat. Dies könnte gewiß auch den vehementen Umschwung der Meinung über den Kommittenten der Neuen Freien Presse erklären. Ein ähnliches Animo wie das von ihr gegen den ehemaligen Geschäftsfreund betätigte erwarte ich gewiß nicht von der Staatsgewalt gegen die Neue Freie Presse. Wiewohl die Mitschuld am Betrug durch den vorliegenden Tatbestand gegeben ist und es sich doch um einen weit handgreiflicheren Betrug handelt als denjenigen, welchen sie täglich und im flagrantesten Fall in meiner Sache an der Leserwelt begeht, mit der ihr Ehrgefühl keineswegs alterierenden Beruhigung, daß sie damit keinem Paragraphen, sondern nur der Verachtung anheimfällt. Ich glaube aber, daß sie sich auch im Fall Wasserberger sicher fühlen kann. Freilich könnte ihr berechtigter Übermut eine Lage schaffen, aus der selbst die österreichische Staatsgewalt nicht anders herauskönnte als durch den Beweis, daß sie noch auf der Welt ist. Denn sollte die Neue Freie Presse Ansprüche an das Bankhaus Wasserberger haben und den Mut, sie zivilrechtlich oder gar strafrechtlich geltend zu machen, so würde

ich, wenn dieser Vorstoß nicht auf den analogen behördlichen Gegenmut stieße, dem Staat, dessen Anwalt Sie sind, dringend den Rat geben, zuzusperren.

Das Ereignis

Gesprochen am 17. April

Während ich von Wien abwesend war, hat sich ein Ereignis begeben, das nachträglich mitzumachen mir eine Beschreibung ermöglicht, die ihm durchaus angepaßt erscheint. Es handelt sich um den Anbruch eines augusteischen Zeitalters, um den Beginn jener Epoche, in der unter der Regierung Bosels die Wissenschaften, aber am Hofe Castiglionis die Künste blühten und mitten aus einem Barockzeitalter heraus, in dem wir uns ausgerechnet befinden, ein stilles, schlichtes Hoftheater entstand, wo man nachher warmes Essen bekommt und das sich auf dem raschesten Umweg von Salzburg über Weimar nach Wien, der Abkürzung halber, »Die Schauspieler im Theater in der Josefstadt unter der Führung von Max Reinhardt« nennt. Der Theaterzettel stammt aus der Zeit, wo der Gottsched die Neuberin nahm, jener wird von Herrn Salten vertreten, diese findet Ersatz in der Zuckerkandl, während der Hanswurst noch nicht vertrieben ist, sondern in der Verkleidung Hermann Bahrs, also mit langem Bart und kurzen Hosen, auf den Spuren Reinhardts nach Wien zurückkehrt. Wogegen man gar nichts machen kann. Ich lasse deshalb meinem Gewährsmann im Neuen Wiener Journal das Wort.

> Der große Abend ist vorüber. Das neu erstandene Josefstädter Theater hat seine Pforten eröffnet. Wer wissen wollte, was dieser Abend für die Theatergeschichte Wiens zu bedeuten hat, der brauchte nur zur Josefstädterstraße vor das Theater hinzugehen, um im *Reflex* der freundlich erhellten und erneuten Fassade des alten Baues *den Aufzug des geistigen Wien in prunkvoller Prozession* zu beobachten ...
>
> *Vor dem Theater*
>
> Das war das äußere Kennzeichen des Ereignisses: *Viele von denen, die sonst unbedingt zu denen gehören, die* dabei gewesen sein müssen, bildeten *neidvoll* zu beiden Seiten der Straße Spalier, um *aus den Reihen jener Glücklichen*, die in den Besitz einer Karte gelangen konnten, *ein Stückchen jenes Glanzes zu erhaschen*, der das Ereignis kennzeichnete. Polizeileute sorgten für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Automobil um Automobil fuhr vor. Und für diejenigen, die mit der Straßenbahn zum Theater kamen, war es geradezu *lebensgefährlich, dem Waggon zu entsteigen* und den Weg über die Straße zu nehmen. *Was besonders merkwürdig war*: die vor dem Theater angesammelte Menschenmenge *zerstreute sich nur zum geringeren Teil*, nachdem die Auffahrt beendet war. Die Mehrheit der Neugierigen *harrte geduldig während der ganzen Vorstellung* vor dem Theater aus.
>
> *Das Bild im Theater*

Die innere Erneuerung des Hauses ist eine Sensation. *Einen ähnlichen Eindruck mögen jene unserer Urväter gehabt haben, die der Eröffnung des alten Burgtheaters beigewohnt haben.* Alles von anheimelndster Intimität und doch von geradezu unglaubwürdigem Prunk. *Es ist alles so alt und doch so neu …* Am Abend der ersten Vorstellung fand man kaum Zeit, sich mit diesen Einzelheiten zu befassen. Die Eindrücke des Hauses selbst *gingen unter in der mit adliger Noblesse sich gebenden Bewegung der erschienenen Gesellschaft …* Der *erhebende* Augenblick *der Übernahme eines neuen Kulturbesitzes durch die geistigen Vertreter der alten Kulturmetropole* erfuhr eine *zutreffende Andeutung* durch das *Aufgehen des eisernen Vorhanges*, der *sich in geradezu feierlich langsamem Tempo in die Höhe hob.*
Fast ohne Verspätung — die Teilnehmer der Eröffnungsvorstellung waren ausnahmslos rechtzeitig erschienen — kündigte der feierliche, *von sanftem Klirren begleitete Ton des Gong* den Beginn der Vorstellung. Ungemein stimmungsvoll, *mit nach Sekunden abgewogener Langsamkeit* wird der Zuschauerraum verdunkelt. Wie auf ein *unhörbares Kommando* wird es still im Zuschauerraum. Der Blick aller wendet sich zu der rechten Proszeniumloge, in der der *scharf umrissene Kopf jenes Führers* sichtbar wird, den das Wiener Theaterleben an diesem Abend *hinzubekommen* hat: Max *Reinhardt* … Und dann beginnt die Vorstellung.

Die Gesellschaft

Das gesellschaftliche Bild war, *wie schon bedeutet*, ein unerhört prunkvolles. Das Haus erwies sich naturgemäß als viel zu klein, um allen den Platz anzuweisen, *der ihnen gebührt hätte. Und so begnügte sich mancher, der es sonst verschmäht, einen Sitz in der dritten Reihe Cercle anzunehmen, mit einem Platz in der vierten Reihe Balkon*. Man befand sich demnach *wie vor einem Wunder*, daß das kleine Haus all jenen Raum zu geben vermochte, *die das kulturelle Wien repräsentieren*. Von den Anwesenden seien genannt: — — —

Man sieht, ich habe mehr davon, wenn ich die Ereignisse nicht unmittelbar erlebe, wenn ich »nichts aus dem Brunnen des Lebens, nichts aus dem Boden der Natur hole« und alles aus der Zeitung.

Die Wiener Aufführung

ROBERT-BÜHNEN

NEUE WIENER BÜHNE

Dienstag, 29. April 1924, 7 Uhr

VERANSTALTUNG DER KUNSTSTELLE

I

Rede von Berthold Viertel

II

TRAUMTHEATER

Spiel in einem Akt von **Karl Kraus**

Dichter . . .	Lothar Müthel	Zofe	Lilian Berley
Regisseur . .	Ernst Stahl-Nachbaur	Der alte Esel	Carl Goetz
Schauspielerin	Cäcilie Lvovsky	Walter	Benno Smytt

Pause

III

TRAUMSTÜCK

von **Karl Kraus**

Dichter	Lothar Müthel	Valuta, Zinsfuß . .	Lyda Salmonova, Oskar Homolka
Die Drei . . .	Lilian Berley, Charlotte Fraedrich, Werner Jantsch	Baumkrone .	* * *
Der Gürtelpelz .	Oskar Homolka	Die Psychoanalen	Hans Behal, Karl Farkas, Fritz Schrecker
Feldherr, Techniker, Journalist .	Rudolf Teubler, Egon Jordan, Fritz Schrecker	Imago	Cäcilie Lvovsky
Tuberkulöses Kind	Erna Schöller	Geräusch . .	* * *
		Der Traum . .	Ernst Stahl-Nachbaur

Ein toter Soldat. Ein Schmetterling. Polizisten. Eine Katze. Eine Zeitung.

Regie:
Berthold Viertel

Bühnenbild:	Musik:	Musikalische Leitung:
Leopold Blonder	Heinrich Jalowetz	Dr. Paul A. Pisk

Ende 9 Uhr

Mittwoch, 30. April, Anfang halb 8 Uhr: »TRAUMTHEATER und »TRAUMSTÜCK«

Donnerstag, 1. Mai geschlossen

Freitag, 2. und Samstag, 3. Mai, Anfang halb 8 Uhr: »TRAUMTHEATER« und »TRAUMSTÜCK«

Nicht der Bruch des Totschweigens, der eigentlich schon zur Aufführung der »Letzten Nacht« mit der einen besonderen Ausnahme erfolgt ist; nicht daß selbst diese diesmal sich aufgegeben hat, um sich in eine Groteske

zu verwandeln, kennzeichnet die Stellung der Wiener Publizistik zum künstlerischen Ereignis. Vielmehr die ungeheure Verlegenheit, die, wenn ihr der Schrecken über die Dimension schon das Schweigen verschlug, statt der Literaten die Reporter sprechen ließ. Man kann nicht sagen, daß das Niveau der Kritik dadurch erheblich gesenkt wurde; aber es blieb jedenfalls die Entscheidung offen, welche Funktion der Würde der Wiener Presse angemessener sei: daß man schweigt oder daß man nichts zu sagen hat. Immerhin ist durch den Beschluß der Literaten, sich bei dieser Gelegenheit ins Privatleben zurückzuziehen, ein erstaunliches Maß von Wohlwollen zustandegekommen und die Stellvertreter haben den Autor wirklich nicht strenger angefaßt als einen der ihren, im Gegenteil ihm eine Beliebtheit unterschoben, von der sich in fünfundzwanzig Jahrgängen der Wiener Tagespresse die stärksten Belege finden müßten, wenn sich die Leser des '*Neuen Wiener Tagblatts*', des '*Extrablatts*', des '*Neuen Wiener Journals*', der '*Volkszeitung*' und der '*Wiener Allgemeinen Zeitung*' nur die Mühe nehmen wollten, nachzuschlagen. Rührend war vor allem die Gewissenhaftigkeit, den ungewöhnlichen Erfolg zuzugeben und die Hervorrufe wenigstens bis zum Abgang der Berichterstatter zu zählen. Daß jene, wie andere berichten, über die Zahl der Jahre, deren Feier sie galten, hinausgegangen sind, bis ihnen ein Dankwort den Schluß setzte, bedeutet zwar eine Äußerlichkeit, die den geistigen Erfolg der Aufführung nicht bezeichnen könnte, aber doch auch eine in keinem Theater noch erlebte Tatsache und den mir unvergeßlichen Ausdruck der Empfindungen einer Hörerschaft, welche, mögen auch Mitläufer des Ereignisses in ihr Platz. gefunden haben, doch von jedem andern Publikum durch Theaterwelten geschieden ist. Der Eindringlichkeit dieser Kundgebung konnte sich selbst die Bereitschaft zur Lüge, mit der einen grotesken Ausnahme, nicht entziehen, aber es ist für diese Zufallswelt, die in journalistische Erscheinung tritt und in der, wenn der Plan der Ranküne einmal aufgegeben ist, die Gaben ohne Wahl verteilt werden, gewiß charakteristisch, daß die schrankenlos begeistertste Wiedergabe der Eindrücke dieses Abends in einer Zeitung erfolgt ist, die das unausrottbare Substrat der Vorlesungen bei der Hausmeisterin bildet, in der '*Kronen—Zeitung*', von der ich geglaubt hätte, daß sie weniger für Traumstücke als für Traumbüchel Verständnis habe, und überrascht bin, daß, sie mir einen Verehrer zu stellen hat:

> (Karl Kraus—Feier in der Neuen Wiener Bühne.) Ein großer Mensch und Dichter, einer, der den Mut besitzt, sein schonungsloses Wort der Welt immer wieder ins teuflische Gesicht zu schleudern; der erste, der die Niedertracht des Krieges, den uferlosen Jammer der geschlachteten Menschheit ohne Furcht hinausgeschrien hat; einer, der, totgeschwiegen, geächtet und vereinsamt, dennoch den Weg in abertausend Herzen gefunden, denen er einzige Tröstung war. Karl Kraus hat auf der Höhe seines Lebens den Sieg seines Werkes und seiner Sendung feiern dürfen. Das Fest seines 50. Geburtstages, das Dienstag abends in der Neuen Wiener Bühne mit der Aufführung von »Traumstück« und »Traumtheater« begangen wurde, gestaltete sich zu einem Triumph, wie ihn wohl noch kein Dichter in einem Wiener Theatersaal erlebt hat. Als nach der letzten Szene der Vorhang fiel, verließ niemand das Haus. Das Publikum erhob sich von den Sitzen und ein elementarer Begeisterungsausbruch rief Karl Kraus wohl an die fünfzig Male vor den Vorhang. — — »Traumtheater« — — eine Traumphantasie von Goethescher Größe, der hauchfeine lyrische Lichter aufgesetzt sind und doch auch wieder messerscharfe Dialektik

> und beißender Witz. — Im »Traumstück«, einem Nachklang zu den »Letzten Tagen der Menschheit«, kommt Kraus' geniale Gestaltungskraft und seine ätzende Satire zu unerreichbarer Wirkung. — — Es war ein wunderschöner Theaterabend, vom Glanz eines genialen Geistes umstrahlt.

An diesem Pendant wird der kulturhistorische Feinschmecker erst würdigen können, was die Leistung des Intelligenzblattes in Wahrheit bedeutet. Also die '*Neue Freie Presse*':

> (Neue Wiener Bühne.) Das einaktige Spiel »Traumtheater« von Karl Kraus, dessen Erstaufführung heute stattfand, behandelt in symbolischer Form das Ineinanderspielen von Traum und Theater. Ihm folgte das »Traumstück«, worin der Verfasser sich selbst darstellt, wie ihn nachts am Schreibtisch visionäre Gestalten bedrängen. In beiden Stücken fielen Cäcilie Lvovsky und Lothar Müthel durch ihr intellektuelles Spiel auf. Auch Carl Goetz und Erna Schöller boten abgerundete Leistungen. Das Auditorium war sehr beifallsfreudig.

Die Neue Freie Presse hat mithin zu der Sensation, die das Auftun ihres Mundes unter dem Zwang einer geistigen vis major vorstellt, die größere gefügt, sich für diese Niederlage durch einen Schuftenstreich zu rächen, dessen Ausgeklügeltheit in jedem der wenigen Worte vielleicht die stärkste aller Lumpereien ist, die jemals aus ihrem Papier gebildet waren. Nicht nur das sehr beifallsfreudige Auditorium, das bei dem Gedanken, einer der Autoren der Neuen Freien Presse könnte je einen solchen Abend erleben, auch überaus lachlustig war, nein ganz Wien — vielleicht mit Ausnahme jener Kreise, die das bloße »Genanntwerden« in der Presse schon mit Weihestimmung erfüllt und die mich nunmehr tatsächlich für einen »gemachten Mann« halten —: alles verstand, daß hier Tücke der Ausweg aus der Verlegenheit und daß, was die Neue Freie Presse da geleistet hatte, klein, aber fein war. Welch ein Monument der Niedrigkeit!

Die Ehre eines geistigen Wien, das von der bürgerlichen Presse teils so, teils durch die Belanglosigkeiten eines Reporterwohlwollens vertreten war, rettete, wie schon bei weniger gefährlichen Anlässen, die die Literaten nicht in die Flucht treiben, Alfred *Polgar* im '*Tag*':

> Ein höchst ungewöhnlicher Abend. Was und wie gespielt wurde, war ganz fern üblichem Theater. Und ein Schauspiel für sich, gipfelnd in den Szenen, die nach Schluß kamen: das Überwältigtsein einer Hörerschaft, die keineswegs aus lauter Kraus—Verschworenen bestand. Auch der Widerspenstige konnte sich vor der Entschiedenheit des Geistes, der ihm da an den Geist rückte, nicht in Gleichgültigkeit retten. Auch der Schläfrige wurde von der Essenz, die ihm ins Hirn stieg, heftigst aufgeweckt.
>
> *»Traumtheater.«* Eine zarte, lichte Vision vom fraulichen Urgesicht, das sich in der Sphäre des Theaters am reinsten offenbart. Die Maske demaskiert es. Fällt sie, wird es unsichtbar. Auf der Bühne ist die Frau »im Element«, Täuschung ihre holdeste, niemals enttäuschende Wahrheit, ihr Inhalt: Gefäß zu sein. Vom Manne wird die Rolle gedichtet, die die Frau spielt, Phantasie und ihre Sinne erfüllen, erlösen einander. Seine Träume schlagen 'die Bretter auf, die ihm die Welt bedeuten, der Frau, der lügelosen Lügnerin, zur Bühne taugen, dienend dem Spiel der Lust und der Lust des Spiels. Es ist ein vergebliches Unternehmen, aus solcher Extrakt—Dichtung Extrakt pressen zu wollen. Karl Kraus nützt die

Sinn—Tragkraft der Worte so voll aus, seine Sprache ist so ökonomisch und, wo sie Bild wird, so kühn in der perspektivischen Verkürzung, daß hier gar nichts mehr zu sparen ist. Zusammenfassen mißriete da zu einem Auseinanderfassen. Und jeder andere Bericht von des Spiels ideellem Inhalt als der durch das Spiel selbst, müßte dieses an Umfang übertreffen. Es läßt, traum—souverän, Schein und Sein zart und luftig ineinander schweben. Dort, wo die transparenten Kugeln sich schneiden, liegt das Theater, zuständig nach dieser wie nach jener Sphäre. Traum wirkt hier als zauberkräftiger Schleier, der, Laut und Licht weich dämpfend, gemeine Zusammenhänge verhüllt, tiefere offenbar macht.

»Traumstück.« Da ist es wesentlich leichterer Schlaf, der den Träumer—Dichter bindet. (Es heißt auch in der szenischen Bemerkung nur: »Halbschlaf«.) Der Poet träumt mit offenem Aug und Ohr, in die höhere Wirklichkeit seiner Gedankenwelt mischen sich Gesichter der unwirklich—gespenstischen Realität, der Traum ist dem mißtönenden Leben auf Hörweite nah, Stimme der Zeit zerreißt die Melodie der Ewigkeit, die abzuhören des Dichters Sendung ist. So wird sein Dichten zum Teil Revanche für erlittene Störung. Die Gespenster, die ihn riefen, werden ihn nicht mehr los, die üblen Stimmen bannt er in seine Partitur. »Traumstück« ist viel schärfer, an Erscheinung, Bewegung und Kolorit reicher als das pastellfarbene »Traumtheater«; es hat Lungen, Bühnenluft zu atmen. Die Verkörperungen der Niedertracht, Brutalität und Dummheit, die das Kind: Zeit schaukeln, treten mit unheimlichem Aplomb ins Gesichtsfeld, Spottgeburten aus Zorn und Gelächter. Eine wütende Witzigkeit treibt sie zur Übersymbolgröße auf. Um so zarter wirkt dann eine Szene wie die unter der Baumkrone, die Flucht des Dichters in jene Erdnähe, die Himmelsnähe ist. Da geträumt wird im »Traumstück«, fehlen auch die Traumdeuter nicht, die Wegdeuter des Traumes aus dem Leben, das jener allein doch lebensmöglich macht. Karl Kraus widmet ihnen ein hinreißend boshaftes Couplet; jede Strophe ein Tropfen Gift. Daß er mit Namen Scherz treibt, ist, wenn je, so hier sein gutes Recht, denn die Psychoanalytiker treiben es in diesem Punkte noch weit ärger. Wie anders fällt dann »der Tropfen aus der Wasserleitung«, die unvergleichlich fein erlauschte Stimme der Nacht, der Einsamkeit, des Lebens der Unlebendigkeiten. Schöne Sprachmusik die Verse der Imago (die zwar so heißt wie eine Zeitung, aber mit ihr weder verwandt noch verschwägert ist), und die hochgestimmte Trostrede des Traumes. »Du lebst im Wort … « das ist allerdings leider ein magisches Privatissimum des Dichters, ein Trostbezirk, in den mindere Erdenwaller keinen Zutritt haben. Teppichklopfen endet den Traum und ein revolutionärer Haßgesang wider die Gewalten, die »vom Haben, nicht vom Sein die Herrn der Welt«, die Dichtung. Auch von ihr ist anders als in ihrer eigenen Sprache kein rechter Begriff zu geben, einer Sprache, in der jedes Wort auch Stichwort ist, Sinn Klang, Klang Sinn wachruft, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Am außerordentlichen Erfolg gebührt den Bühnenbildern Leopold Blonders, der Musik Heinrich Jalowetz' und insbesondere Berthold Viertels Regie Anteil. Erstaunlich, wie Viertel die Krausschen Spiele, die Gedankendichtungen sind (noch über die Tautologie

des Worts hinaus), aus der Abstraktion erlöst, ohne ihre Gedanken zu beschädigen. Viertel ist ein leidenschaftlicher Charakter und leidenschaftlich ein Charakter. Er stellt an das Theater die ideale Forderung, will lieber gar kein Verhältnis mit der Bühne, als eines, das ohne Befriedigung ihrer Hurenlaunen sich nicht aufrecht halten ließe. Er wirds also, da, wie der Dichter im »Traumtheater« sagt, es auf dem Theater durchaus weiblich zugeht, nicht leicht haben. Viertel gibt nicht entfesseltes, aber intensives Theater. Er zwingt dem lyrischen Augenblick Süßigkeit, dem dramatischen ein Äußerstes an Wucht ab. Auf seiner Bühne baut sich der Geist den Körper, und Herr der Szene, dem Alles untertan, ist das Wort. Viertel hat Phantasie, Zartgefühl, eine leidenschaftliche Figurenliebe. Der Schauspieler unter seiner Führung darf, muß sich völlig, auf Gnad und Ungnade, der Figur ergeben, die er darstellt, muß sie mit Sprache und Gebärde schamlos, sozusagen auch vor Gott, bekennen. So gedeihen dann wilde schauspielerische Prachtstücke wie »der Gürtelpelz« und der »Zinsfuß« des Herrn Homolka, oder dieser himmlische alte Esel, den Herr Goetz spielt, umstrahlt vom Sternenlicht der Lächerlichkeit. In beiden Stücken ist Herr Lothar Müthel der Dichter. Sein inneres Pathos scheint echt, jedenfalls größer als die Mittel, die, es auszudrücken, ihm zur Verfügung sind. Seine Rede spannt Flügel auf, aber sie taugen nicht recht zum Flug. Fräulein Lvovsky spricht blumenzart die Imago. Die Schauspielerin im »Traumtheater« denke ich mir, trotz aller Traumsublimierung der Figur, warmblütiger, fraulich—verheißungsvoller, mit lebendigeren Kräften der Anziehung begabt. Häßlich—schön der Wirbeltanz der Valuta (Frau Salmonova), für den der hübscheste und bizarrste aller Shimmys (Kitten on the Keys) verwendet wurde. Sehr spaßig, in reichem Wechsel von Tonfall und Geste, die drei Psychoanalen (Behal, Farkas, Schrecker). Der Humor dieser Szene hatte wirklich was Leichenkaltes. Ergreifend arm und dürftig spricht Fräulein Schöller das kranke Kind, Herr Stahl—Nachbaur ist der rechte Mann für Rollen, die intellektuelle Haltung erfordern.

Den Beginn des Abends machte eine Rede Viertels, in der er Karl Kraus, arma virumque, feierte und mit klugen Worten darlegte, daß die Stadt, in der Kraus lebt und schafft, für dieses Leben und Schaffen mehr bedeute als bloße Kulisse. Die Rede hatte, trotz aller, auch anklägerischen, Entschiedenheit, einen fast gütigen Unterton. Es schien, als wundere sich Viertel, daß die von Kraus Dekapitierten die Gelegenheit versäumten, Kopf unterm Arm, zur Gratulation anzutreten. Er huldigte dem Werk, aber mehr noch dem Mann, der vor dem Werke steht. Daß Mann und Werk so restlos einander decken, diese vollkommene Kongruenz von Sein und Tun, diese in jedem Augenblick ganz durchsichtig—klare sittliche und geistige Bilanz eines Lebens, das Arbeit, einer Arbeit, die Leben bedeutet, diese kompromißlose, zelotische Treue, gehalten einer Welt, wie sie sein müßte, das ist es, was Vielen es so schwer macht, Karl Kraus zu bejahen: weil ihn bejahen sich selbst verneinen hieße.

Wie anders der '*Abend*' der sich vor mir sofort zu jener bürgerlichen Frechheit bekennt, die seiner ursprünglichen Natur liegt und die weniger revolutionäre Blätter an diesem Tage abgelegt hatten. Vom »Traumtheater«

wagt da einer mit der sprachlichen Auskennerschaft, die meine Spreu vom Weizen der besseren Literatur sondert, zu schreiben:

> — — die seichten, nur an der Oberfläche lieblich gekräuselten Zwiegespräche verpufften schließlich, weil man die Liebe nicht mit journalistischem Witz erledigen kann.

Dagegen :

> — — Dort, wo den Zeitkritiker K. der heilige Zorn gegen den Krieg, alle Schauer und Grauen vor Verrohung und Entkräftung des Menschengeschlechtes in sittlicher und *körperlicher Hinsicht* erfüllen, wird der bissige Spötter, der sprühende Zeitkritiker *irgendwie* zum Dichter. Hier schlagen Flammen aus seiner Brust, hier sprengen die glitzernde Form große, ewige Gedanken, hier *öffnen die Leuchtstrahlbrunnen seiner Widerspruchslüste Tiefblicke* ins Weiterleben. Am Kriege hat einer das Mitleid gelernt ...

Auch das mit der ärmsten Kreatur, die Gott geschaffen hat, dem Notiznehmer der Schöpfung, der sie so und eso ansehen kann, um schließlich den Träger ewiger Gedanken, der die Liebe mit journalistischem Witz erledigt, folgendermaßen zu bescheiden:

> K. K. wurde neben den Darstellern — — von seiner Gemeinde stürmisch und lange bejubelt. Einen goldenen Lorbeerkranz nahm er *mit bemerkenswerter Fassung* entgegen. Dem großen Kämpfer gegen kleine Eitelkeiten gebührt für seine große entschieden der Lorbeer.
>
> M. M.

Also wieder ein Doppelmausi.

A tempo versetzte das '*8—Uhr—Blatt*':

> — — — — Nach Schluß der Vorstellung erschien unter ungeheurem Jubel, unzähligemal hervorgerufen, das Geburtstagskind. Manche mochten überrascht sein, daß der Gottseibeiuns der von ihm in fünfundzwanzig Jahren immer wieder demolierten Wiener Literatur so liebenswürdig und bescheiden aussieht. Sie überlegten wohl, ob er nicht vielmehr ein Streiter für als gegen die Menschheit ist.

Ob mehr bescheiden oder eitel, mögen sich die Herren untereinander ausmachen. Es wäre aber unter allen Umständen gut gewesen, den Abend vorher zu befragen, wie man sich zu benehmen hat, wenn einem ein goldener Lorbeerkranz überreicht wird und ob man etwa durch aufgeregtes Betragen dem Anschein der Eitelkeit entgehen könnte. Indes, den Vorwurf einer Selbstgefälligkeit, der darin wurzelt, daß ich so vielen gefalle, denen jene mißfallen, die ihn gegen mich erheben und nun schon so lange von ihm leben, den würde ich nicht loswerden, und wenn ich den goldenen Lorbeerkranz zurückwiese mit der Erklärung, daß er doch nicht mir, sondern Herrn Colbert gebühre. Und selbst wenn ich dem 'Abend', der sich vor der Revolution der Gesellschaftsordnung zu deren Illustration entschlossen hat, den Abdruck meiner Photographie erlaubte, ich würde diesem Vorwurf nicht entgehen. Und erst recht gelingt es mir nicht, da ich dem '*Interessanten Blatt*' den Abdruck meiner Photographie nicht erlaubt habe. Denn ein Impressionabler in Witkowitz hat sie gesehen, aus der Bemerkung »Nach einer photographischen Aufnahme« jedenfalls geschlossen, daß ich nicht nur das Erscheinen genehmigt, sondern mich eigens für das 'Interessante Blatt' habe aufnehmen lassen, und schickt mir nun ein wehmütiges Gedicht, welches beklagt, daß »dein Ziel ein Loch« gekriegt habe und mit der schmerzlichen Frage endet: »Also doch?« Ich könn-

te antworten, daß ich bereits vor diesem Memento Schritte gegen das Interessante Blatt, unternommen habe und daß es inzwischen tatsächlich die ihm vorgeschriebene Erklärung veröffentlicht hat:

> »Die in Nr. 19 erfolgte *Reproduktion* einer photographischen Aufnahme von K. K. ist ohne dessen Vorwissen erfolgt und stammt aus dem Atelier Charlotte Joel, Berlin—Charlottenburg (Verlag R. Lányi, Wien). Wir haben über Aufforderung des Verlags 'Die Fackel' den Betrag von 200.000 Kronen zugunsten der 'Gesellschaft der Freunde' abgeführt.

Aber wiewohl alles gut ausgeht, es würde mir nichts mehr nützen, sondern »irgendwie« — wie, weiß ich nicht — den Vorwurf der Eitelkeit rechtfertigen. Wieso nun durch irgendetwas, was das 'Interessante Blatt' tut oder läßt, mein Ziel ein Loch bekommen kann, weiß ich zwar nicht, aber prinzipiell möchte ich doch den Schwachköpfen sagen, daß ich zwar nicht so eitel bin, meine Photographie veröffentlichen zu lassen, jedoch, und zwar aus Gründen, die mit den Existenzbedingungen zwischen Podium und Publikum zusammenhängen, eitel genug, um Hervorrufen in beliebiger Anzahl Folge zu leisten. Das Mißbehagen, das einer darob empfand, der wohl in jedem Theaterraum ein Fremdkörper sein dürfte, hat zu dem folgenden Exzeß in der jüdisch—nationalen '*Wiener Morgenzeitung*' geführt:

> Nur die Kunst, die Karl Kraus meistert, wäre tauglich, *die Lächerlichkeit dieser Ereignung zu brandmarken.*
>
> K. wird anläßlich seines 50. Geburtstages am Theater gefeiert. Die gesamte Tagespresse, die Kriegsberichterstatter von einst, Vertreter der Börsenblätter von jetzt, sind höflich geladen und mit Freikarten bedacht. Kraus *wußte es, mußte es wissen* — und ist *auch* da. *Schwer zu begreifen* für alle, die seine Schriften, Kampfparolen und *Grundsätze kennen*. Aber *nicht genug daran*. Dreißig Mal (hat ein Reporter gezählt) kommt er vor die Rampe, verbeugt sich nach allen Richtungen, dankt gesenkten Hauptes den Zeitgenossen, die er soeben im »Traumstück« verdammt hat, winkt ihnen mit der Rechten zu und *tut mimisch kund*, daß er vor Rührung nicht sprechen könne. Es war eine Presseaufführung.

Gewiß schwer zu begreifen, aber wir werden es schon machen. Vorerst sage der Kopf, was er weiter zu sagen hat:

> Man spielte sein »Traumstück«. Der Dichter, am Schreibtisch, ist nachts von Erscheinungen bedrängt. Die Mörder und Opfer des Weltkrieges, die Nutznießer des Zusammenbruches rauben ihm die Nachtruhe. Beneidenswerter Dichter. Die Schuld der Umwelt läßt ihn des Nachts nicht schlafen. *Aber die eigene Schuld ficht ihn nicht an.* Glücklicher Kraus, dem sich niemals verdichten die eigenen Sünden zu Traumgesichten.
>
> *Theodor Herzls Gestalt zum Beispiel kam noch nie zu ihm aus dem Jenseits.* Und doch hat er an diesem Manne schwerer gesündigt als selbst die »Neue Freie Presse«, hat den Schöpfer des politischen Zionismus niedrigster Spekulation verdächtigt, hat nach Kräften mitgeholfen, daß sein kostbares Leben verkürzt wurde, hat *nie widerrufen, nie bereut,* hatte erst jüngst die Unverfrorenheit, nach der Lektüre von Herzls Tagebuch die »Neue Freie Presse« *anzuklagen* und *zynisch zu verschweigen*, daß er selbst der Verfasser des Pamphlets »Eine Krone für Zion« ist. — *Es stört niemals seine Nächte der Arbeit*, daß er, der sich *jetzt* als den einzigen mutigen Gegner des Weltkrieges aufspielt, *zu Beginn des*

Krieges schrieb: »Wer jetzt etwas zu sagen hat, der trete vor und schweige« — — und *erst dann nicht schwieg, als es ihm gelang, so zu schreiben, daß es bei der Zensur durchrutschte* und keine Gefahr für Leib und Leben war (*während* Friedrich Adler hinging und sein Leben in die Schanze schlug) — — —

*

Auf der Galerie drängte sich die Jugend, die *vorwiegend jüdische* Jugend, welche K. nicht bloß als Schriftsteller (was ihm gebührt), sondern weit mehr noch als sittliche Größe, als Propheten, verehrt. Wenn sie eines Tages entdeckt, daß sie ihn deshalb verhimmelte, *weil ihm »nicht beizukommen« ist*, wird sie sich schämen müssen.

Es ist eine alte Beschwerde, daß mir nicht beizukommen und was ich tue, schwer zu begreifen ist. Dazu kommt, daß ich solchen, die den Versuch machen, mich zu fassen, das Gelingen noch dadurch erschwere, daß ich mich erwischen lasse. Auch hier muß ich die große Geistesgegenwart des Beobachters anerkennen und zugeben, daß eigentlich fast alles, was ihn an mir beunruhigt, wahr ist, etwa außer der Behauptung, daß ich nach Kräften mitgeholfen habe, Herzls Leben zu verkürzen, eine Tätigkeit, von der in seinen Tagebüchern, die doch jede ihm widerfahrene Unbill verzeichnen, keine Spur zu finden ist, er müßte denn den Autor der Schrift »Eine Krone für Zion« noch mehr verachtet haben als seinen eigenen Chefredakteur. Und natürlich habe ich die Neue Freie Presse nicht »angeklagt«, weil sie dem Zionismus abhold war, sondern bloß die Aussage eines völlig Eingeweihten über ihre Schäbigkeit zitiert, die sich natürlich auch in der Art nicht verleugnet hat, wie sie die Pläne ihres Mitarbeiters sabotierte und für eine Insertionsgebühr von ihnen Notiz nahm. Ich habe bei dieser Gelegenheit nicht zynisch verschwiegen, daß ich der Verfasser des Pamphlets »Eine Krone für Zion« bin, denn ich brauchte es bei dieser Gelegenheit nicht zu bekennen, umsoweniger als es ohnedies schon ziemlich bekannt war. Tatsache ist aber, daß ich die Schrift nie widerrufen habe und sie nicht mehr bereue als irgendeine meiner Schriften, welche ich wegen der künstlerischen Unvollkommenheit bereue, die mir einer jeden seit dem Tag ihrer Vollendung anzuhaften scheint. Nicht mein Schlaf, nicht die Nächte meiner Arbeit wurden jemals durch das Bewußtsein irgendeiner sittlichen Verfehlung, sei es an Theodor Herzl oder an irgendeinem andern, gestört. Denn ein so hartgesottener Sünder bin ich, und was die Gestalt jenes Mannes anlangt, so kann ich auch heute noch sagen, daß sie durch seine eigenen Tagebücher in der Problematik befangen bleibt, in der ich sie ehedem sah und die nun einmal in der Alternative liegt, ob aus der zionistischen Idee ein Königreich oder ein Roman werden solle, und vor allem in der Möglichkeit, mit dem Königsgedanken im Sinn und mit der Verachtung für die Neue Freie Presse im Herzen deren Feuilletonredakteur zu bleiben; und auch in dem Traum, der ein unverändertes Judentum der »City«, mit Schnitzler als Theaterintendanten von Jerusalem, mit Gerngroß und sonstigen Annehmlichkeiten, zwischen die Zedern des Libanon einzupflanzen gedachte. Trotzdem, und wenngleich das Widerstreben gegen solche messianische Erfüllung von den schon kolonisierten Gläubigen einer jüdischen Staatlichkeit geteilt zu werden scheint, die wohl die Opfer in einem Kampf zu bringen haben, von dem das zionistische Pressequartier zum Glück entfernt ist, würde ich — und mag ich so lange Zeit vor den Tagebüchern den Feuilletonredakteur Herzl nicht scharf genug von seinem Redaktionsmilieu gesondert haben — nie in Abrede stellen, daß ich ihn für eine ungleich edlere Erscheinung halte als die Genossen seiner journalistischen Jahre, denen mit einem Manifest der Verachtung zu ent-

sagen er leider nicht die königliche Kraft gehabt hat, die seine Züge zu bezeugen schienen. Was nun meine Haltung im Weltkrieg betrifft, so glaube ich dem Vorwurf der Eitelkeit nicht mehr Nahrung zuzuführen als unbedingt nötig ist, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß ich damals nicht einer der kleinlautesten und feigsten Publizisten war. Es mag leichter sein, Eulen nach Athen als Juden, die sich in Wiener Theatern wohl fühlen, nach Jerusalem zu tragen — aber ich muß doch bekennen, daß ich mich im Krieg ganz anständig aufgeführt habe, und glaube, daß eine schon ziemlich bekannte Tatsache kaum durch die Enthüllung verdunkelt werden könnte, daß ich zu Beginn des Kriegs den Satz geschrieben habe: »Wer etwas zu sagen hat, trete vor und schweige!« So nämlich lautet der Satz, von dem ich nicht weiß, was an ihm verdächtig ist und der im ersten meiner Kriegsaufsätze gegen den Krieg steht. Auch der Widerspruch, der darin liegen soll, daß ich später erscheinen ließ, was so geschrieben war, »daß es bei der Zensur durchrutschte«, geht mir als solcher nicht recht ein. Schon der erste Aufsatz, »in dieser großen Zeit«, war durchgerutscht und dieses Wunder hat sich später häufig wiederholt, oft aber gelang es leider nicht, durchzurutschen, die Fackel wies auf vielen und durch viele Seiten weiße Flecke auf, und es wird wohl so gewesen sein, daß ich zwar den Wunsch hatte, aber nicht in der Absicht schrieb, bei der Zensur durchzurutschen, obschon auch diese Absicht keiner unkünstlerischen Erwägung entsprungen wäre und einer unmoralischen erst dann, wenn ich auch der Zensur zuliebe geschrieben hätte, also Meinungen vertreten, die nicht die meinen waren, und obschon ich kein Hehl daraus mache, daß ich, um bei der Zensur durchzurutschen, das heißt, jeden meiner geschriebenen Sätze zu erhalten, jene am liebsten mit allen Mitteln, der Überredung und Überlistung, eingeseift hätte. Aber wenngleich ich gar nicht imstande wäre, dem ausgemachten Schwachsinn des Vorwurfs: es sei mir gelungen, das Äußerste, was gegen die Kriegsmacht zu sagen war, trotz ihrer Zensur zu sagen, so zu Leibe zu gehen wie der Kriegsmacht, und wenn es den Lesern noch so sehr imponiert hätte, wie hier einer mit dem Schwindel des Tonfalls ein Krimen präsentiert, das keines ist, so habe ich doch das reinste Gewissen, die eigene Schuld ficht mich nicht an, und nichts was ich im Weltkrieg unternommen oder unterlassen habe, vermöchte die Nächte meiner Arbeit, die doch noch immer der Erinnerung an ihn gewidmet sind, zu stören. »Gefahr« bestand reichlich, das Armeeoberkommando suchte mir beizukommen und wurde schließlich nur durch seinen Zusammenbruch daran verhindert. Es ist aber auch nicht richtig, daß ich mich erst »jetzt« als den einzigen mutigen Gegner des Weltkriegs aufspiele, ich habe das vielmehr bereits in den Tagen der mutigen Gegnerschaft getan, eben zu jener Zeit, wo ich bei der Zensur durchgerutscht bin und so gründlich und wunderbar, daß ich schon zwischen 1915 und 1917 die stärksten Angriffe gegen die Kriegsgewalt, gegen die Hohenzollern, nicht nur drucken, sondern auch in Wiener und Berliner Sälen sprechen, ja überhaupt alles das drucken und sprechen konnte, was in meinen Kriegsbüchern enthalten ist und was höchstens eben noch den Vorwurf übrig läßt, daß ich nicht »hinging« und meine Kriegsfeindschaft in eine Gewalttat umsetzte. Aber ein Schelm, wer mehr gibt als er hat, und schließlich sollte ein Theaterkritiker nicht zu viel von einem Autor verlangen, der ohnehin seine Schwächen zugibt. So gestehe ich auch, daß ich tatsächlich wußte, wissen mußte, daß die Vertreter der gesamten Tagespresse und sogar der der 'Wiener Morgenzeitung' zu meiner Premiere geladen und mit Freikarten bedacht waren und daß ich trotzdem »auch da« war und dreißig, ja, wie ein anderer Reporter gezählt hat, fünfzig Mal vor die Rampe gekommen bin. »Gerührt« war ich wirklich und habe wohl gar nicht anders können als es kundzutun, da es sich

nicht verbergen ließ, denn schließlich alle Tage wird man nicht fünfzig Jahre und ebensooft hervorgerufen. Eitelkeit kann darin nur einer erblicken, der zeitlebens vor jedem Anlaß, sie zu zeigen, bewahrt bleibt und der darum, wenn ihn ein anderer hat und in so gigantischem Maße hat, nur die Regung des Neides aufbringt, den jahrelang angesammelte Wut noch zu der Chuzpe steigert, »die Lächerlichkeit dieser Ereignung« verdiene »gebrandmarkt« zu werden. Aber warum soll ein noch nie erlebter Einklang begeisterter Dankbarkeit der Jugend und »vorwiegend jüdischen Jugend« lächerlich sein und gebrandmarkt werden? Warum soll es der Dank für solche Dankbarkeit, die zu solchem Doppelfest mit dem natürlichsten Recht den Anspruch erhebt, sie von Angesicht zu Angesicht zu bekunden? Wo liegt da der Widerspruch zu den »Grundsätzen«, deren belebender Wirkung doch eben die Bereitheit zur Huldigung entstammt? Daß das Theater die Presse nicht aussperren kann und mit Freikarten bedenken muß, hat gewiß eine bedauerliche Schmälerung der Einnahme zur Folge, sollte aber gerade jene nicht zum Undank verleiten, die den Vorteil davon haben. Ich bin mir weder eines Widerspruchs zu meinen Grundsätzen bewußt, wenn ich zulasse, was ich nicht verhindern kann, noch wenn ich mich vor achthundert applaudierenden Menschen zeige und verbeuge, unter denen sich vierzig Freikarteninhaber befinden, ja ich muß gestehen, daß ich sogar, bei aller Nichtachtung der Individuen, mich vor achthundert Journalisten zeigen und verbeugen würde, wenn sie zusammen ein begeistertes Publikum bilden. Was hat denn der Beruf oder die soziale Minderwertigkeit des einzelnen mit den Gesetzen der Saalwirkung zu schaffen und mit der Fähigkeit aller einzelnen, eine geschlossene Masse abzugeben? Zum Wunder der Zusammenschließung aus solchem Berufskreis könnte es ja in keiner meiner Vorlesungen kommen, ich als Veranstalter würde dessen Angehörige zu keiner wie immer gearteten Darbietung einladen und Freikarten gebe ich, selbst an Bewerber, so wenig wie ich sie nehme. Ich glaube jedoch nicht, daß es gelingen könnte, durch die Enthüllung, daß ich Hervorrufen Folge leiste, den Nerv meiner Eitelkeit zu entblößen, und würde sie sich auch sonst noch so unverkennbar dartun, wozu sie ja — machen wir uns doch nichts vor — immerhin etwas mehr Ursache hätte als etwa das Bewußtsein, Theaterkritiker eines zionistischen Blattes zu sein. Mehr kann ich doch schon wirklich dem Vorwurf, in dessen Geistigkeit meine Widersacher sich selbstgefälliger spiegeln als ich in meinem ganzen Werk, nicht entgegenkommen als durch die Bereitwilligkeit, ihre Kritiken auch dann abzudrucken, wenn sie für mich schimpflich sind, und meinen verhaßten Namen, soweit es nur irgend im Stilmilieu zulässig ist (das ich sogar Zeitungszitaten zu erhalten suche), auf seine Anfangsbuchstaben zu reduzieren. Was meine Stellung zum Judentum betrifft, so kann ich nur versichern, daß in mir das Gefühl des Rassenzusammenhangs stark genug ist, um die Erscheinung einer intellektuellen Minderwertigkeit bei Juden (die bekanntlich, wenn sie einmal vorkommt, sehr ausgiebig ist) schmerzlich zu empfinden. Was aber Insbesondere die von mir verhöhnten jüdischen Ideale und die von mir verführte jüdische Jugend anlangt, so wäre es fast sündhaft, den blinden Israeliten, die mich so sehen, das Zeugnis jener Märtyrer entgegenzustellen, deren Dank mich stolzer macht als selbst alle Verkennung durch alle nach Nationen eingeteilte Dummheit der Welt. Aber dafür bin ich doch in der Lage, dem Anwurf mit einem Zitat aus jener andern jüdischen Zeitung zu begegnen, die geradezu in jiddischer Sprache erscheint, also sicherlich berufen ist, den Standpunkt des gläubigen Judentums gegenüber meinem Werk zu vertreten. Die Stellung der Fackel zur Judenfrage, ihre Haltung im Weltkrieg, das Problem ihrer Ethik und wieder das Verhältnis der Mitwelt zu dieser, kurz alles, was der 'Wiener Morgenzeitung' Zweifel schafft,

kommt in dem folgenden Schlußpassus des Artikels der ‚Jüdischen Morgenpost' zu einem ihr gewiß verständlichen Ausdruck:

> Ungeheier is sein Kampf gegen den Journalism un die Zeitungen vun gor der ganzen Welt un gegen den Militarism in alle seine Formen, kamfending for der persenlicher Freiheit un Werde (= Würde) vun a jeden Menschen, hot er iberrascht mit sein Scharfsinn un groisse juristische Kenntnisse, vun welche die Justiz, gegen welche er hot geschlaidert [1] seine scharfen Pfeilen, is in ganzen gewen— eplefft (= verblüfft).
>
> Karl Krois is geboiren als Jud, sich später geschmad't [2] un dann ausgetreten aus der katholischer Kirche. Sein Kampf hot sich oich gericht kegen Juden, ober nur kegen der Schädlichkeit vun einzelne Perschoinen, welche sennen zufällig gewen Juden. Dos Judentum als Einheit hot Krois allein nit bekämft, leheipuch (= im Gegenteil) a sach mol rufen ihm seine Anhänger un er ruft sich allein »echter Jud«. 's is nit kein Sofek (= Zweifel), as asa (= so) »Strofprediger« wos redt zu der daitscher Welt, wolt (= hätte) es a sach leichter gehat, wenn m' kenn ihm nit vorwarfen as er is »doch nur a Jud«. Krois lot sich ober nit obschrecken un tut weiter, wos sein Gewissen diktirt ihm. Teikef (= Sofort) vun onhoib (= Anfang) Weltmilchome (= des Weltkriegs), wenn afilu (= sogar) die Klugste sennen mitgerissen geworn vun der Gassbegeisterung, is Krois gewen an ausgehaltener (= aushaltender) Pazifist, un hot sich derlebt, as a sach vun seine Voroissogenischen sennen faktisch mkujeim (= verwirklicht) geworn. Er hot triumphiert und gleichzeitig getroiert über dem Churben (= Zerstörung) vun a Welt. Nit einem is Krois a Dorn in die Oigen durch sein Aufrichtigkeit, emmes (= Wahrheit) sogen un sein eigenartigen Charakter, welcher hot durch sein starker Energie un groissen Mut a sach aufgetun for emmeser (= wahrer) Kultur und reiner Menschlichkeit.

Weit besser als die jüdischen Hakenkreuzler, und gleichfalls im Urteil über meine Kriegsleistung, haben sich die deutschen aufgeführt. Die '*Deutschösterreichische Tageszeitung*' schreibt :

> K. K., der Verfasser der beiden Spiele, die vorgestern an dieser Bühne zur ersten Aufführung gelangten, zählt unter jene Männer, denen man auch dort, wo man ihnen nicht folgen kann, die schuldige Achtung nicht versagen darf. Seine mutigen Proteste gegen den Krieg sind grundverschieden von dem üblichen Pazifistengewinsel unserer Tage: er war der einzige, der, *während* Heuchelei, Brutalität, Bosheit und Profitgier an der Glut des Weltbrandes ihr Süppchen kochten, für den Schmerz der leidenden Kreatur eine Stimme fand. Kein Geringerer als Theodor Antropp hat dies anläßlich der Aufführung von K.'s »Letzter Nacht« in diesen Blättern zu würdigen gewußt. Vor der Persönlichkeit dieses Mannes hat sich der Berichterstatter jedes Urteils über seine hauchzarten Traumdichtungen zu enthalten und sich darauf zu beschränken, den außerordentlichen Erfolg des Abends, an dem die Darsteller, vor allem die Damen Fraedrich, Lvovsky, Salmonova und Schöller und die Herren Goetz, Homolka, Müthel, Schrecker und Stahl— Nachbaur ihren vollen Anteil hatten, festzustellen.

1 geschleudert
2 hat sich taufen lassen

Dagegen hat die '*Reichspost*' die Pflichten der jüdischen Interessengemeinschaft bereits so tief erkannt, daß sie sich für verpflichtet hielt, die Lücke, die die Neue Freie Presse durch den Bruch des Totschweigens zurückgelassen hat, auszufüllen und keinen Ton von sich zu geben. Was einerseits belustigend, aber anderseits keineswegs bedauerlich war. Denn die orientalische Phantasie selbst, gewohnt, an das Totschweigen anzuknüpfen, und nun durch den Wankelmut der Neuen Freien Presse um alle Stütze gebracht, könnte sich nicht vorstellen, was die Reichspost zu den Traumdichtungen gesagt hätte, um sie Kasmadern verständlich zu machen. Im Zeichen des Kreuzes haben sie sich gefunden und nun alternieren sie mir gegenüber. Die Reichspost verschweigt, was die Neue Freie Presse zu sagen hat — wenn er das erlebt hätte, er hätt's nicht überlebt! Wie sagt doch Gloster? Liebe erkaltet, Freundschaft fällt ab; in Städten Meuterei, auf dem Lande Zwietracht, in Palästen Verrat; Leitartikel werden nicht mehr vom Tag des Schreibens datiert, Rufzeichen erscheinen, Totschweigen hört auf; das Band zwischen Sohn und Vater zerrissen. Wir haben das Beste unsrer Zeit gesehn. Seltsam, seltsam! (Geht ab.) Wenn aber das Weltblatt spricht und die Reichspost darob verstummt, so gewinnt das andere '*Weltblatt*', das christlichsoziale, die Sprache der Partei wieder, und nun hat man doch eine Vorstellung davon, was jene zu sagen gehabt hätte:

> *Eigentlich* eine interne Angelegenheit: Die Kunststelle — *natürlich nicht etwa* die Christliche — ermöglicht aus Anlaß des 50. Geburtstages des *»Fackel—Kraus«* Aufführungen seines bereits in Berlin von der »Truppe« zur Darstellung gebrachten »Traumstücks« und einer neuen Arbeit »Traumtheater«. Bertold Viertel spricht eine »Würdigung« des Wiener Satirikers und dann werden auf der von Leopold Blonder gestellten Szene seine Träumereien lebendig, in denen er *natürlich* seinen ätzenden Spott nicht unterdrückt, so poetisch die Sache sich mitunter auch ansieht. Es ist eine, diesmal in dramatische Form gekleidete, Abrechnung mit den Weltkriegs— und den Nachkriegserscheinungen, *zuzüglich* sarkastischer Ausfälle gegen die psychoana*lit*ische Schule Freud—Stekel, mit Hieben gegen Feldherren und sonstige Kriegsmacher, Valuta— und andere Schieber usf., stellenweise (tuberkulöses Kind) raffiniert packend, aber durchaus unerquicklich in der gesuchten Aufmachung.
>
> Lothar Müthel ist als »Dichter« ein außerordentlich eindrucksvoller Sprecher, der auch *Banalitäten* den Schein von tieferer Bedeutung zu geben versteht — diese Arbeiten von Kraus *könnten ja auch* nach Grabbe »Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung.« benannt werden — — Homolka *als starker Brüller* — — und namentlich *das Gesangs—Terzett* Behal—Farkas—Schrecker verlebendigen die Traumgesichte nach besten Kräften. Gleichwohl wurde *nur der Achtungsbeifall* eines für *die Eigenart des »Fackel —Kraus« eingenommenen* Publikums hörbar. Eine interne Angelegenheit ...

Das ist die Sprache, wie sie Kasmader spricht und die es der Reichspost, welche das schließlich auch getroffen hätte, aus unbegreiflichen Gründen verschlagen hat. Die Sprache jenes Wien, das momentan glaubt, daß ihm die gebratenen Ochsen ins Maul fliegen werden. (Gleichfalls ein Achtungserfolg.) Die Vorlesung bei der Hausmeisterin, die doch auch auf die Kronenzeitung abonniert ist, wird einige Wirrnis im Umkreis der Lauschenden hinterlassen. Sie werden nicht anders können, als ihre Pythia, die Resitant, zu

befragen, ob das dasselbe ist: ein Achtungsbeifall und »ein Triumph, wie ihn wohl noch kein Dichter in einem Wiener Theatersaal erlebt hat«, und sie wird sagen: No ja, sie ham ihn halt sehr oft geachtet. Und die Neue Freie Presse wird finden, daß sie mit ihrer Bezeichnung von dem sehr beifallsfreudigen Auditorium nicht übertrieben hat.

Auch die '*Mittags—Zeitung*' bestätigt es:

> — — — — der begeisterte Jubel, der dem Fünfzigjährigen dankte, war ein schwacher Ausdruck dessen, was die Herzen erfüllte.

Sogar die '*Stunde*':

> K. K. wurde gestern in einer Weise gefeiert, wie sie noch nie an dieser Stätte erlebt wurde. Wohl dreißigmal ging der Vorhang hoch und er mußte sich wieder und wieder dem begeisterten Publikum zeigen. Der eiserne Vorhang mußte vor dem stürmischen Applaus nochmals hochgezogen werden. Galerie, Logen, Parkett grüßten den Fünfzigjährigen. — — — — Der enge Rahmen dieses eiligen Nachtberichtes erlaubt uns heute nur noch die Feststellung — —

Der keine weitere gefolgt ist und die als solche angesichts des Umstandes, daß für den Nachtbericht eigentlich die Zeit bis zum nächsten Vormittag gelangt hat, überhastet wurde. So zog sich die 'Stunde' aus einer Affäre, die für sie eben doch nicht die rechte Sensation war.

So ziemlich das Gegenteil dieses journalistischen Typus, der die Budapester Zeitung in Wien vorstellt, ist wohl die '*Wiener Zeitung*' die das folgende sachliche Feuilleton gebracht hat:

> Die Feier des 50. Geburtstages von K. K., die am Dienstag in der Neuen Wiener Bühne vor sich ging, wurde durch eine Rede des Regisseurs Berthold Viertel eröffnet, der K., »den eigensinnigsten Sohn Wiens«, nach Wesen, Art und Charakter schilderte, die Bedeutung Wiens für Schaffen und Entwicklung des Mannes darstellte, der, »indem er in Wien geblieben, weit über Wien hinauswuchs«, und die verschiedenen Wege aufzeigte, auf denen der Norden und der Süden an die Persönlichkeit des Kämpfers und Dichters K. heranzukommen streben: wie dem Berliner die schneidende Verstandesschärfe das gemäße Eingangstor zu seinem inneren Wesen, dem Wiener dagegen die Pointe des Witzes die Brücke zu ihm bildet. Das zu sich selbst geflüchtete Innenleben des Satirikers, dessen Darstellung die Rede gewidmet war, bildet auch den Inhalt der nachfolgenden Stücke, die, wie Viertel sagte, »seinen Schreibtisch auf die Bühne stellen« und die Zuhörer »in einer Stunde eine Nacht mit dem Dichter erleben lassen«, wie deren ungezählte in seinen Schaffensjahren dahingegangen sind.
>
> Diese abschließenden und überleitenden Sätze der Rede geben die richtige Einstellung zu den beiden Stücken. »Traumtheater« und »Traumstück« sind durchaus lyrische Werke, unmittelbare Bekenntnisse, Nachtvisionen, bei denen das direkte und persönliche Mitwirken und Mitleiden des Dichters noch verdeutlicht und veranschaulicht wird durch den Rahmen, den »Der Dichter« als dramatis persona beherrscht. Im wörtlichen Sinne steht sein Schreibtisch auf der Bühne, er ist es, der daran sitzt, er, der die Visionen erlebt und an ihnen teilnimmt. Aus dieser Subjektivität aber erwächst ein Typus: der des Kunst— und Lebenverbundenen, des Gestalters und Weltleid Erleidenden. Und das Wort des

»Traumtheaters«: »Ich habe zu Einzelgestalten, wie sie im Leben herumlaufen, keine Beziehung«, darf in höherem Sinne über beide Dichtungen gesetzt werden.
»Das Einssein des Weibes und der Schauspielerin, die Übereinstimmung ihrer Verwandlungen, die Bühnenhaftigkeit einer Anmut, die zu jeder Laune ein Gesicht stellt«, die Erkenntnis der »zeitwidrigen Urkraft« des Weibes, des »Urgesichts der monotonen Vielgestalt und Wechselblicks Naturgewalt« sind die Probleme der »zarten Gabe«, die *»Traumtheater«* heißt. Fünf kleine schlanke Szenen, licht, klar und spielfreudig, in dem schweren Rahmen des Zwiegesprächs von Dichter und Regisseur, eingefügt als erhellender Traum in die trübe Wirklichkeit, als ein Lichtblick aus den Regionen, in denen »die Elemente auf das Leben losgelassen« sind, einen Meter hoch über dem Leben. — Ein Fliehen in das Reich der Phantasie, aus dem das Theater als einziges Vorwerk in die Wirklichkeit herüberragt, dem Traum verwandt in seiner Unwirklichkeit, Sinnenspiel und Spiel der Gedanken vereinend, im Verlorensein Geist und Leib zueinander führend, zugleich Symbol des künstlerischen Schaffens und seiner Kämpfe mit der Realität überhaupt. — Was an Symbolik und an mystischen Zusammenhängen noch in diesem feinen Spiele liegt, ist wohl nachzufühlen, nicht nachzudenken. Wieviele Deutungen möglich, wievielerlei Gaben daraus zu nehmen sind, läßt sich nur ahnen. Eine skizzierende Analyse von Poesie bringt nur den Schatten ihres Skelettes fertig. Nur Konstruktionen lassen sich bis zu Ende deuten. Dichtung muß in ihrem Wesen erfühlt, immer neu, immer anders erfühlt werden.
Das *»Traumstück«*, das aus Vorlesungen des Dichters und aus der schon seit längerer Zeit erschienenen Buchausgabe bereits bekannt war, ist das weltanschaulichere, das wirklichkeitsnähere der beiden Stücke. Visionen der Sehnsüchte und der Widerstände, gestaltende Abrechnung mit den Fratzen der Wirklichkeit, die in das Traumleben eindringen. Die peinigenden Erscheinungen der entmenschten Nachkriegszeit, aus denen Niedertracht, Habsucht, Vertierung und abgründiges Elend ihre Bekenntnisse tun, löst die Flucht in die Natur, zum Ideal ab. Die dorthin nachdringenden scheußlichen Bilder knechtender Unfreiheit erwecken die Kampfesfreude des Verstandes, der wieder durch Ausartungen des Verstandes, die »Psychoanalen«, denen die längste und schärfste Szene des Dramas gilt, verscheucht wird. Traum und Traumdeutung sind hier in ebenso geistreicher als boshafter Art in Beziehung gestellt. Der Hilferuf, in dem die Szene ausklingt, sucht Rettung aus solcher Klarheit in den Traum. »Imago«, das aus der Wand sprechende Bild, hier eine Versinnlichung künstlerischen Weltfühlens, das alles durchlebt und sich in allem darbietet, das kleine, sonst übersehene, von ihm beachtete Geräusch des fallenden Tropfens, die Poesie des Kleinsten, und der Traum selbst führen endlich den Weg des Trostes, leiten in ein phantasiebeschwingtes Erwachen, dem das Geräusch des Teppichklopfens noch zu einer letzten Vision verhilft, die die Welt nicht nach Besitz, sondern nach Wert geordnet zeigt und schon durch einen Ansatz dazu Versöhnung mit dem Leben verheißt.

Das Erlebnis dieser Traumdichtungen wird durch eine ganz ungewöhnlich intensive Regietat Berthold Viertels vermittelt. Er ist der bühnenkundige, hingebungsfreudige Leiter, den solche Dichtung, ja Dichtung überhaupt, braucht. Seine Führung bleibt in der Gefolgschaft des Autors, hebt Gedanken, Vers und Wort sinnlich, ohne sie zum Effekt auszuschroten. Aus dem Versenken in die dichterische erwächst ihm die theatralische Vision. Geringfügiges gewinnt Bedeutung: Der gedämpfte Trommelwirbel hinter der Szene, der die Erscheinung des Schieberpelzes begleitet, das spukhafte Hervorschnellen der drei Nachkriegsvisagen, der unheimlich starre Aufmarsch der Teufel des Weltkrieges sowie die unwirkliche Lieblichkeit der Imagoszene im »Traumstück« und die halb wie ein Märchen, halb wie ein Marionettenspiel gehaltene Stilisierung der Visionsszenen des »Traumtheaters« spiegeln Geist vom Geiste des Dichters. Die szenischen Bilder Leopold Blonders gesellen der Dichtung und den Regieideen das entsprechende malerische Gewand. Lothar Müthel hat in beiden Stücken die Rolle des Dichters inne. Sein Spiel ordnet sich von innen heraus. Der Schwerpunkt liegt im Herzen. Der Körper gehorcht den Gängen der Seele, der Ton des Sprechers dem Geiste des Wortes. Cäcilie Lvovsky innig und lieblich als Imago, weich, instinkthaft, gar nicht dämonisch als Schauspielerin im »Traumtheater«, weder Schlange noch Kätzchen, sondern warmes Weib. Von überwältigender Scheußlichkeit Oskar Homolka als Gürtelpelz und als tanzender Zinsfuß, Lyda Salmonova als Valuta, das Trio der Psychoanalen (Behal, Farkas, Schrecker) äffende Alpdrücke. Carl Goetz, dezent als »der alte Esel«, Ernst Stahl—Nachbaur männlich und fest in beiden Stücken. Unter den Darstellern gab es keinen, der nicht gegeben hätte, was er konnte und mußte.
Daß die Hörerschaft von diesem in jeder Hinsicht seltenen Theatereignis hingerissen ward, gehört zum Selbstverständlichen.

Edwin Rollett

Dem Sonderwert der szenischen Leistung wird auch die '*Arbeiter—Zeitung*' gerecht:

Solche Dichtungen im Theater erstehen zu lassen, ohne sie dem Theater auszuliefern, ist nur einem nachschaffenden Spielleiter möglich. Berthold Viertel hat dies in der Aufführung der Neuen Wiener Bühne vollbracht. Er sprach einleitende Worte, voll Liebe, Verehrung, Verständnis; noch mehr aber bezeugte er diese Eigenschaften durch die Tat der Inszenierung. Er ist ein Regisseur, dem sich das Geistige des Wortes erschließt, der nach der Welt des Wortes Gestalt und Szene formt. Die Darsteller, seinem Willen, der zugleich der des Dichters ist, untertan, boten Höchstes an Intensität und Kraft der Leistung. Ganz ausgezeichnet Erna Schöller als Kind, und Cäcilie Lvovsky als Weib, deren Bild (»Imago«) im »Traumstück« die Ewigkeit des Scheins so bewahrt, wie die Schauspielerin des »Traumtheaters«; besonders bemerkenswert ihre Sprechkunst, der Übergang vom halbgesungenen Rezitativischen des Traumes zum Sprechen. Außerordentlich in der Kraft seiner Gestaltung Oskar Homolka; nur die Stimm—Mittel müßten etwas stärker beherrscht sein, um das Größte zu geben, Lyda Salmonova, Lothar Müthel, dieser ein sehr begabter Schauspieler,

trotz aller Einwände gegen seine Sprechweise, Carl Goetz, Ernst Stahl—Nachbaur, dann die drei »Psychoanalen« Behal, Farkas, Schrecker und alle anderen vervollständigten ein Ensemble, das in dieser Hingabe an die Sache, darum auch im Erfolg so ziemlich ohne Beispiel steht.
Zum Wesen der Inszenierung gehören die Bühnenbilder von Blonder, einem bemerkenswerten Talent, und die ungemein wirkungsvolle musikalische Unterstützung einzelner Szenen durch Heinrich Jalowetz, diesmal unter der Leitung von Paul Pisk ganz vorzüglich wiedergegeben. Die Aufführung brachte den Triumph des Dichters, seiner Helfer und vielleicht auch eines Publikums, das Karl Kraus in Treuen anhängt.

D. B.

Ich lasse dem stärksten Helfer den größten Anteil und bekenne meine Überzeugung, daß, wenn aus den Ruinen des zeitverwüsteten Theaters überhaupt noch neue Hoffnung blühen kann, sie sich an solchen Erneuerer halten wird, der auf den Grund geht, unbekümmert um jene zerstörenden Mächte, die dem Theater das zu Grund gehen erleichtert haben und es auch für den ehrlichsten Versuch der Wiederherstellung besorgen wollten. Ich stütze diese Überzeugung auf das Walten einer kritischen Gerechtigkeit, die sich sogar in Berlin durchsetzt und die das letzte Wort, das sie über Berthold Viertel behalten wird, schon in dem Text ausgesprochen hat, mit dem eine Zeitschrift ('Der Feuerreiter', Blätter für Dichtung und Kritik, III. 1) der vielfachen Unbill, die hier geschehen ist, in einem Rückblick auf das Jahr der »Truppe« entgegnet:

> Merkwürdig! Während das Schauspielertheater anscheinend gesund und sicher arbeitete, bis über Nacht und sehr früh in der Spielzeit das Ende eintrat, lebt die *Truppe*, die schon am zweiten Tag ihrer Existenz, noch dazu nach einem künstlerischen Mißerfolg, durch Austritt wertvoller Mitglieder und Gründer schwer bedroht erschien, noch heute. Selbst wenn über der Zukunft noch ungelichtetes Dunkel liegt, *steht doch fest, daß hier eine Spielzeit lang unter Berthold Viertels Leitung mit einer künstlerischen Konsequenz, mit einer zähen Ausdauer, mit einem Nicht—Ablassen am Geistigen gearbeitet wurde, die in der Theatergeschichte der letzten Jahre, seit dem Zerfall, bei weitem nichts ihresgleichen hat.* Selbst wenn mit maßloser »höherer« Ungerechtigkeit dieses Theater verschwinden sollte, wird, falls es jemals zu einer Reorganisation des Berliner Theaterlebens kommt, dieser Mann und seine Truppe in der Geschichte dieser Reorganisation die erste, weil schwerste Seite einnehmen. *Er war noch in seinen Ermüdungen angespannter, in seinen Konzessionen geistiger als seine Kollegen auf ihren Höhepunkten.*

Glückwünsche

Bürgermeister der Stadt Wien

Wien, am 28. April 1924

Sehr geehrter Herr!

Zu Ihrem fünfzigsten Geburtstag spreche ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche aus. Sie blicken nun auf das fünfundzwanzigjährige Erscheinen der Fackel zurück, und jeder, der in Wien wirkt, kennt die gewaltige Geistesarbeit, die da konzentriert ist, die große schriftstellerische Leistung, die auch im höchsten Sinne eine Kulturleistung ist. Wir haben Ihnen zu danken für den ebenso unermüdlichen wie unerbittlichen Kampf gegen alles Schlechte und Verlogene in der Welt, den Sie mit den Waffen des Geistes geführt haben, die immer, mögen scheinbar eine Zeitlang Lüge, Hoffahrt und Anmaßung triumphieren, zum Siege gelangen. Wir haben Ihnen zu danken für das, was Sie zur Befreiung der Gehirne von dem Vorurteil, der Herzen von den Lastern, die die kapitalistische Gesellschaftsordnung züchtet, getan haben; wir haben Ihnen zu danken für die warme und echte Liebe zu den Gepeinigten und Gedemütigten, die Sie auch in beträchtlichen materiellen Zuwendungen für wohltätige Zwecke bekundet haben. Wir haben Ihnen für Ihre Treue zu unserer Republik zu danken, für die Sie mit der Abrechnung mit dem Monarchismus so glänzend vorgearbeitet haben. Wir haben Ihnen für Ihren mit sittlichster Leidenschaft geführten Krieg gegen den Krieg zu danken, dessen Unmenschlichkeit Sie in Ihrer unsterblichen Tragödie so geschildert haben, daß die Menschheit es nie vergessen kann. Wir haben Ihnen aber auch für den moralischen Mut zu danken, daß Sie den steten und beharrlichen Kampf gegen alle, die das öffentliche Leben verfälschen, die den Lügengeist der Zeit bestimmen, und die einstmals die Herrschenden und Mächtigen im Staate waren, auf sich genommen und unbekümmert um äußerlichen Erfolg, allen Verkleinerern und Widersachern zum Trotz, mit nie versagender Energie geführt haben.

Wir haben Ihnen aber nicht minder für die künstlerische Freude zu danken, die von Ihren Schriften ausgeht. In einer verwilderten Zeitungszeit haben Sie den Menschen Ehrerbietung vor der Sprache gelehrt und die Kunst des gedanklichen Ausdruckes zur Vollendung gebracht. Wir wissen auch, daß der Bann des Schweigens gebrochen ist und der Ruf Ihres Wirkens und Ihrer Kunst sich im Ausland zu verbreiten beginnt. Und so darf ich sagen, daß die Stadt Wien, die Sie oft gescholten, aber immer geliebt haben, stolz darauf sein kann, Sie zu ihren Bürgern zu zählen; daß es für mich eine Freude und Genugtuung ist, Ihnen an dem Tage, der zur Rückschau auf das Geleistete einladet, meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen.

Mit dem Ausdruck vollster Hochachtung

Seitz

---

in Blindenschrift:

Hochverehrter Herr!

Wir wollen nicht unterlassen, mit Ihnen einen in der Spanne des Menschenlebens so bedeutsamen, wie schönen Tag zu feiern: Ihren 50. Geburtstag. Zu dieser Mitfeier schließt uns die Vergegenwärtigung Ihrer Werke zusammen, deren Bilder wir mit unserem Seelenauge zu erschauen vermögen, deren Früchte die Tage, an denen wir sie genießen, zu den schönsten zu zählen uns berechtigen.
Schon als wir zum erstenmale in Ihren Kreis traten, wurde uns unter dem Klange Ihrer Stimme, aus welcher eine hoheitsvolle Seele spricht, alles zum Erlebnis.
Lehrer wurden Sie uns. Die Saat des Guten, Edlen, Wahren für ein reines Menschentum streuen Sie in die Furchen, den schwersten Kampf nicht scheuend. Führer sind Sie. Die Dornen des Weges nicht achtend, schreiten Sie gehobenen Hauptes.
Empfangen Sie diese Zeilen als den Ausdruck der innigsten Verehrung, verbunden mit den herzlichsten Wünschen

zum 28. April 1924.

Die Zöglinge des
Israelitischen Blinden—Institutes.

Israelitisches Blinden—Institut
Wien, Hohe Warte

Hochgeehrter Herr!
Den Zeilen unserer Zöglinge haben wir nur weniges hinzuzufügen. Was Sie auch ihnen zu geben vermochten, wird ein unverlierbarer Besitz für ihr ganzes Leben sein. Diese Überzeugung ist durch die Andacht hervorgerufen und befestigt, mit der unsere Schützlinge Ihre Werke immer wieder lesen und vorlesen hören, durch die Herzlichkeit, mit der sie darüber sprechen, durch das innige Bestreben, mit dem sie deren Sinn zu erfassen und zu durchdringen suchen.
Gewiß sind diese Wirkungen, ist der Gedanke, umnachtete Seelen mit lichtvoller Erkenntnis zu erfüllen, der beste Lohn, — uns aber ist es ein Herzensbedürfnis, Sie durch ein Geburtstagsangebinde zu erfreuen. Wir haben in unserer Blindenbuchdruckerei eine Auswahl der »Worte in Versen« in einer größeren Auflage hergestellt, in der Absicht, jeder Blindenbibliothek des In— und Auslandes (es kommen etwa 30 in Betracht) 1 — 2 Exemplare dieses Werkes kostenlos zu überreichen. Wir warten hierzu nur Ihre Genehmigung ab, die wir freundlich erbitten.
Mit dem Ausdrucke besonderer Verehrung und Hochschätzung

Die Direktion des
Wien, am 28. April 1924. Israelitischen Blinden—Institutes
Altmann

Mit diesem Schreiben, dessen Bitte um Genehmigung sofort erfüllt wurde, ist das schöne Geschenk zweier Exemplare des in Großfolio—Format hergestellten Werkes überreicht worden, das ein Titelblatt in normalen Druckletttern und einen ebenso gedruckten Index enthält, der die folgenden Gedichtüberschriften aufweist: Zuflucht / Flieder / »Alle Vögel sind schon da« / Wiese

im Park / Vallorbe / Ich habe einen Blick gesehn / Slowenischer Leierkasten / Als Bobby starb / Landschaft / Fahrt ins Fextal / Peter Altenberg / Zum ewigen Frieden / Zwei Soldatenlieder / Bomben auf den Ölberg / Der tote Wald / Der Bauer, der Hund und der Soldat / Der sterbende Soldat / Apokalypse / Verwandlung / Sehnsucht / Auferstehung / Das zweite Sonett der Louise Labé / Elegie auf den Tod eines Lautes / Der Reim / An einen alten Lehrer / Sonnenthal / Dein Fehler / Du bist so sonderbar in eins gefügt / Die Nachtigall / An eine Heilige / An eine Falte / Nächtliche Stunde / Jugend.

Fünfundzwanzig Jahre

Ein größtes Wesen hat mit mir geschaltet,
ich hab, was mir vertraut ward, treu verwaltet.
Was ihr von meiner kleinern Welt auch 'haltet,
mögt ihr sie schelten, dennoch ungespaltet
besteht sie, ihrem Innersten entfaltet
und heiß geboren, die am Tag erkaltet.
Und daß es Wort zu Wort sich mir gestaltet,
ward jede Nacht bestellt, die ich gealtet.

Unverkäuflicher Anzeigenraum)

VERLAG „DIE FACKEL", WIEN

PRO DOMO ET MUNDO

Broschiert Kč 24·—, Pappband Kč 30·—

WELTGERICHT (2 Bände)

Pappband je Kč 30·—

DIE LETZTEN TAGE DER MENSCHHEIT

Broschiert Kč 44·—, Leinen Kč 54·—

LITERATUR, Magische Operette

Pappband Kč 12·—

UNTERGANG DER WELT DURCH SCHWARZE MAGIE

Broschiert Kč 48·—

VORTE IN VERSEN I, II, III, IV, V, VI, VII

Band I,	Pappband	Kč 18·—		
„ II,	„	„ 22·—,	Leinen	Kč 26·—
„ III,	„	„ 18·—		
„ IV,	„	„ 18·—		
„ V,	„	„ 18·—,	broschiert	„ 14·—
„ VI,	„	„ 18·—,	Leinen	„ 22·—
„ VII,	„	„ 25·—,	„	„ 30·—

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE

Kartoniert Kč 10·—

TRAUMSTÜCK

Pappband Kč 15·—, Leinen Kč 20·—

WOLKENKUCKUCKSHEIM

Phantastisches Versspiel

Broschiert Kč 20·—, Leinen Kč 28·—

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT

Broschiert Kč 44·—, Leinen Kč 54·—

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE

Broschiert Kč 35·—, Leinen Kč 45·—

(Unverkäuflicher Anzeigenraum)

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN

Neu erschienen:

TRAUMTHEATER

Spiel in einem Akt

Pappband Kč 15·—, Leinen Kč 20·—

In Vorbereitung Neuauflagen von:

NACHTS / DIE CHINESISCHE MAUER

Die Zusendung von **Drucksachen, Ausschnitten, Einladungen, Manuskripten oder**

Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle. Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös wie auch die eingesandten Porti einem wohltätigen Zwecke zugeführt.

Inhalt der vorigen neunfachen Nummer 640—648, Januar 1924:

Wir zwei / Glossen / Die Schalek in Japan / Die Rache der Natur / Sittlichkeit und Kriminalität / Der Gefilmte des Herrn / Sprachschule / Du bist so sonderbar in eins gefügt / Notizen / Bekessys Sendung / Vorlesungen / Arbeit / So, jetzt weiß ichs / Aus Kindern werden Erwachsene / Man darf nicht generalisieren / Ehre, wem Ehre gebührt! / O dieser Kawado! / Glossen / Der es nicht gewollt hat

Dieses Heft ist vergriffen und kann daher vom Verlag nicht mehr geliefert werden

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstraße 3